Paris

und

Louis Napoleon.

Neue Skizzen

aus dem

Französischen Kaiserreich.

Von

Theodor Mundt.

Erster Band.

Berlin, 1858.
Verlag von Otto Janke.

Inhalts-Verzeichniß des ersten Bandes.

I.

Das Paradies der Arbeiter im neuen Kaiserreich.

Es ist durchaus darauf abgesehn, den Arbeiter im neuen Kaiserreich zu einem großen Herrn zu machen. Die neuen, beispiellos glänzenden Arbeiter-Cafés, die seit Kurzem in Paris entstanden sind, können als ein Beweis angesehen werden, wie sehr man es dieser Klasse jetzt dort vergönnen will, in einem gewissen äußeren Comfort mit den höheren Ständen zu wetteifern, oder dieselben sogar durch eine niegesehene, fast feenhafte Pracht der Vergnügungs-Etablissèments zu übertreffen. Denn sämmtliche Cafés der eleganten Welt in Paris sind plötzlich durch zwei völlig riesenhafte Schöpfungen dieser Art, die sich vorzugsweise zu einem Erholungsort für die arbeitenden Klassen bestimmt haben, in Schatten gestellt und im Vergleich mit diesen neuen Arbeiter-Cafés zu altmodischen und ärmlichen Räucherhöhlen herabgedrückt worden.

Es ist dies das Café du dixneuvième Siècle auf dem neuen Boulevard du Strasbourg und das Café Parisien ou le plus grand café du Monde in der Rue du Chateau d'Eau, welche diese Revolution bewirkt, und die Herrschaft des vierten Standes zunächst auf dem Boden des Pariser Caféhauslebens unabweislich angekündigt und festgestellt haben. Man behauptet, daß der Kaiser diesen colossalen Prachtschöpfungen im Geheimen eine gewisse Aufmunterung geschenkt habe, da man weiß, wie sehr Napoleon III. eines seiner wesentlichsten Regierungs-Interessen noch immer darin erkennt, den Arbeiterstand zu pflegen und ihn zum goldenen Knopf auf der Mütze der Kaiserlichen Fortuna zu machen. Aber man vernimmt neuerdings, daß die Unternehmer dieser neuen Cafés gänzlich auf ihren eigenen Füßen stehn, und daß sie sogar Aussicht haben sollen, die in der That unglaublichen Capitalien, welche sie auf die luxuriöse Ausstattung dieser Locale gewandt, einträglich genug wieder herauszuschlagen.

Wenn man einen Blick auf das unablässige Treiben und Verzehren wirft, das hier den ganzen Tag hindurch bis über die Mitternachtsstunde hinaus herrscht, und in den ungeheuren Sälen nicht selten zwei- bis dreitausend Personen auf Einmal anwesend sein läßt, so kann man auch kaum zweifeln, daß die Addition

der Tageskasse eine höchst bedeutende sein muß, und daß die bei den Comtoirdamen einfließenden Sousstücke der Arbeiter für ihre Demi-Tasse, oder ihren Grog und Bol zu ganz gewaltigen Summen anlaufen, mithin auch wohl der Geldmacherei des heutigen Speculationsgeistes vortrefflich dienen können. —

Auf dem neugebauten Boulevard du Strasbourg, dessen frisches und anspruchsloses Treiben vornehmlich den arbeitenden Klassen angehört, steht ein schönes, sehr geschmackvoll aufgeführtes Haus, das mit großen goldprangenden Buchstaben die Inschrift: Café du dixneuvième Siècle zeigt. Man tritt mit eigenthümlichen Gedanken über den Geist des neunzehnten Jahrhunderts in das Haus, um über einen kleinen Flur sofort in den ungeheuren Saal zu gelangen, der einen höchst überraschenden Anblick darbietet. Man erblickt einen Raum von fast unabsehbarer Weite, der mit Bronceverzierungen, Goldspiegeln, Wand- und Deckengemälden, und Marmorgruppen, auf das Reichste und Geschmackvollste ausgeschmückt ist. Von dem hohen Plafond herab hängen durch den ganzen Saal hin sechszehn bronceschimmernde Kronleuchter, deren flammende Lichter noch durch eine Anzahl glänzender Wandleuchter auf allen Seiten des Saals verstärkt werden. Kleinere Lampen schweben noch über den Billards, deren zweiundzwanzig hinter- und nebenein-

ander im Saal aufgestellt sind, und den ganzen mittleren Raum desselben wie eine großartige Phalanx einnehmen. An den Seitenwänden des Saals entlang laufen rothe Plüsch-Divans mit weißen Marmortischen davor, an denen die Männer des neunzehnten Jahrhunderts, welche in diesem Café verkehren, sich mit Weib und Kind behaglich niederlassen und die ihnen auf silbernen Präsentirtellern dargebotenen Erfrischungen einnehmen. Oder sie haben sich in dem mittleren Raum gruppenweise zu einer Partie Billard vereinigt, welches das Lieblingsvergnügen der französischen Arbeiter geblieben ist, und mit leidenschaftlichem Eifer, aber auch mit einer merkwürdigen Ruhe und Geräuschlosigkeit von ihnen gespielt wird. Einige kleinere Nebensäle und eine Reihe von Logen bieten Räume für zurückgezogene Besucher des Café dar.

In der Mitte der Hauptwand erhebt sich der glänzende Comtoirtisch, an dem, zur Leitung und Controlle aller Geschäfte, in diesem Riesen-Café eine einzige Dame nicht genügt, sondern es haben mehrere dieser Caféhaus-Regentinnen hinter demselben Platz genommen, wenn auch nicht mit der stolzen und abgeschlossenen Würde, zu der die Comtoirdame des Boulevard des Italiens eine unveräußerliche Verpflichtung zu haben glaubt. Es herrscht hier auf dieser Stelle eine bei Weitem gemüthlichere und plauder-

lustigere Repräsentation, und die jungen Mädchen, die auf dem Thron des Café des neunzehnten Jahrhunderts sitzen, haben einen gewissen Familienanstrich, der mit dem behaglichen und volksthümlichen Sichgehenlassen, das auf dem ganzen Schauplatz herrscht, auf eine sehr taktvolle Weise zusammen stimmt.

Denn der Arbeiter, welcher diese ihm neueröffnete Welt des Glanzes und Scheins betritt, glaubt sich in seinem eigenen Wesen keineswegs danach ummodeln oder geniren zu müssen. Er findet sich hier vielmehr mit einer natürlichen Anmuth und Unbefangenheit ein, die liebens- und bewundernswürdig zugleich erscheinen kann, aber auch einen erschreckenden Eindruck auf den Beobachter hervorzurufen vermag, indem sie beweist, mit welcher Leichtigkeit diese Klasse von dem Luxus der bevorzugten Stände Besitz ergreift, und wie sie auch den übertriebenen und verschwenderischen Glanz sich so aneignet, als wenn derselbe nur gerade für sie geschaffen und eben gut genug für sie wäre. Ja der Pariser Ouvrier scheint einen besonderen Stolz darein zu setzen, daß er gerade in dieser für ihn hergerichteten Pracht am liebsten in der blauen Blouse und in der Arbeitsjacke erscheint, die kleine thönerne Stummelpfeife im Munde, und an den Stiefeln noch den Schmutz und Kalk der Werkstatt, den er gewissermaßen als seine Ehren auf-

weist, und von dem es ein Leichtes gewesen wäre, sich vorher zu reinigen, was aber keineswegs in seinen Sinn gepaßt zu haben scheint. Einige ceremonielle Formen beobachtet die stolze Blouse nur mit ihren Damen, die stets wohlanständig und mit einer gewissen Feierlichkeit am Arm eingeführt werden, was dem Contrast der schmutzigen Stiefel mit diesem Schauplatz des Glanzes eine noch wunderlichere Nüance hinzufügt.

Wenn es das Café des neunzehnten Jahrhunderts ist, das die Blouse des Arbeiters darin ihren berechtigten Platz auf der Höhe des modernen Luxus eingenommen hat, so wirkt dieser wunderbare Anblick doch noch mehr wie eine Fata Morgana der heutigen Gesellschaftszustände, als daß man schon eine naheliegende Wirklichkeit darin zu erkennen geneigt wäre. Aber diese Berührung des Luxus mit der Blouse trägt nichts destoweniger eine tiefe einschneidende Wahrheit in sich. Die eigentlich demokratische Natur des heutigen Luxus tritt darin wie in einer sibyllinischen Offenbarung zu Tage. Der Luxus, der als der wahre Nivellirungsteufel des heutigen Geschlechts alle Stände, alle Religionen und alle Prinzipien gleichzumachen strebt, sucht auch den Arbeiter in sein goldenes Netz einzufangen, um ihn in dasselbe gesinnungslose und ungefährliche, um jeden Lebenskern betrogene Geschöpf

zu verwandeln, zu dem der Luxus bereits den ganzen Mittelstand zu zerreiben begonnen. Aber so lange der französische Arbeiter unter all der kostbaren Pracht, mit der man ihn jetzt in Paris umgiebt, noch die blaue Blouse anbehält, scheint der Staatsstreich, welchen der Luxus an ihm ausüben will, noch nicht so lebensgefährlich für seine Grundsätze und seine Stellung werden zu können.

Der französische Arbeiter kommt sich ohne Zweifel in seinen kühnsten Gedanken als den eigentlichen Herrn des neunzehnten Jahrhunderts vor, und darum bewegt er sich auch in diesem ihm errichteten Café du dixneuvième Siècle mit jener fast gleichgültigen Behäbigkeit, mit welcher der Sohn des Hauses durch die Putzstube geht. Aber der Pariser Ouvrier, der das hochmüthigste Geschlecht ist, das es in der modernen Gesellschaft giebt, setzt dem Luxus einstweilen noch die schmutzigen Stiefel der Werkstatt auf den Nacken, und es sieht nicht darnach aus, als wenn auch er sich von diesem goldtriefenden Ungeheuer einst mit Haut und Haaren verschlingen lassen würde. Er betrachtet den Luxus, den man ihm jetzt im neuen Kaiserreich auf seinen Wegen ausstreut, einstweilen wie einen schuldigen Tribut, welchen man dem künftigen Gebieter des neunzehnten Jahrhunderts unmöglich länger vorenthalten könnte, und der eine Art von

Abschlagzahlung auf viele andere Genüsse und Güter ist, die er zu seinen ihm unweigerlich gebührenden Domainen rechnet. Nach dieser Situation, wie man sie im Café du dixneuvième Siècle beobachten kann, scheint die Frage, ob der Luxus auch den vierten Stand unterjochen und seinem Streben nach der Herrschaft abwendig machen werde, ebenso wie er die Mittelklasse unterjocht und aus ihrer ganzen historischen Entwickelung herausgeworfen hat, mindestens vertagt zu sein. Aber die Falle ist auch für ihn aufgestellt, und wie er in seinem eigenen Hause bereits den Gewöhnungen zum Luxus, so weit es ihm hier möglich ist, nicht hat widerstehen können, so ist dieser fabelhafte Glanz, in den man ihn jetzt auch noch während seiner Erholungsstunden einwickelt, jedenfalls eine gefährliche Lockspeise für ihn.

Die vier Billardspieler, welche dort unter dem strahlenden Lustre so eben ihre Partie begonnen haben, scheinen freilich mit ihren eigenen Personen noch als die entschiedensten Gegner alles Luxus dazustehn. Es sind vier Handwerksgesellen, die, ihrem Aufzuge nach zu schließen, wahrscheinlich eben eine Mußestunde in ihrer Werkstatt erlangt haben, und aus derselben in aller Eile, in Hemdsärmeln und mit dem noch vorgebundenen Schurzfell, durch welches sie sich als Sattler oder Wagenmacher zu signalisiren scheinen,

aufgebrochen sind. Zwei derselben haben noch im Fluge, wie es scheint, die schwarze Cravatte umgeknüpft, um doch einigermaßen anständig zu erscheinen, aber das Hemd ist schmutzig von der Woche und von der Arbeit, und kann durch die darauf fallenden Strahlen des großen Kronleuchters nicht rein gewaschen werden. Doch haben die halb heraufgestreiften Hemdsärmel einen muskelstarken, gewaltigen Arm entblößt, der das Heroenthum der Arbeit auf eine fast feierliche Weise verkündigt, wenn er auch jetzt nur den Billardstock in geschickter Berechnung abstößt. Diese interessante Gruppe athmet eine ursprüngliche Naturkraft, die der Verweichlichung nicht sobald fähig zu sein scheint.

Das Billard, an dem diese Herren spielen, steht in der Nähe einer großen Marmorgruppe, die an der Rückwand des Saales sich erhebt und, mit Blumen und Lichtern geschmückt, und von einem leise rauschenden Springborn belebt, eine Pandora mit dem Füllhorn darstellt. Die Pandora hat sich mit einem zu ihr aufblickenden Knaben gruppirt, der den Sohn des neunzehnten Jahrhunderts vorstellig zu machen scheint, und darum mit so sicherer und frecher Begehrlichkeit auf alle die Schätze und Genüsse harrt, welche Mutter Pandora aus ihrer berühmten Büchse ausschütten wird. Wahrscheinlich wird auch für den Sohn des neun-

zehnten Jahrhunderts, für den sich der Arbeiterstand bald ausschließlich, und als das einzig ächte Kind, ausgeben zu wollen scheint, nichts als die Hoffnung auf dem Grunde der entleerten Büchse übrig bleiben. Der Hoffnungstraum des französischen Arbeiters besteht allerdings darin, einst die Herrschaft zu haben, und den übrigen Klassen der Gesellschaft, mit denen er bereits auf jede Art zu rivalisiren angefangen, das Geheimniß ihrer Vorzüge und Rechte abzugewinnen. Diese Hoffnung wird wahrscheinlich als Rest in der Büchse der Lebensgüter dieses Jahrhunderts stecken bleiben, nachdem der Arbeiter alle anderen Gaben, welche ihm die Pandora des neunzehnten Siècle geboten, verkneipt und in leerer Genußsucht verzettelt hat. In dieser Beziehung kann es charakteristisch erscheinen, daß geradeüber von dieser Pandora, auf der Gegenwand des Saals, die große Tafel aufgehängt ist, auf welcher der Preis-Courant der in diesem Café verabreichten Getränke verzeichnet steht.

Dieser Preis-Courant kann sowohl durch die außerordentliche Fülle der besten und schönsten Sachen, die er umfaßt, als auch durch die dabei angesetzten billigen Preise, die in diesen großen Cafés der unteren Klassen bei weitem niedriger stehen, als in den Cafés der eleganten Gesellschaft, einiges Erstaunen erregen. Wo der Arbeiterstand so feinen Genüssen

in solcher Auswahl und in solchem Umfange sich hinzugeben vermag, da ist für ihn selbst jedenfalls die goldene Zeit schon angebrochen, und es ist nur zu fürchten, daß sie ihm mitten in der auserlesenen Befriedigung seines Gaumens und seiner Sinne, von der er hingenommen wird, wieder aus den Zähnen gerückt werden könnte. Der Pariser Arbeiter verdankt diesen außerordentlichen Preis-Courant seiner Freuden der providentiellen Fürsorge des Kaisers für den Arbeiterstand, ohne welche es mit ihm niemals dahin gekommen sein würde, und ohne die es keinem Speculanten der Welt eingefallen sein möchte, Pracht-Paläste dieser Art für das Caféhaus-Vergnügen der Arbeiter zu errichten.

Der Arbeiter weiß sehr gut, daß er dieses Wohlbehagen ohne Gleichen, welches ihn in dem zweiten napoleonischen Kaiserreich umfließt, nur den persönlichen Absichten Napoleon's III. verdankt. Der Kaiser ist es, der ihm diesen neuen Preis-Courant gemacht, der Kaiser ist es, der zu ihm spricht: Hier, mein Freund, ist Limonade und Orangeade, hier ist Eau de Seltz und Sirops de Gomme, Bavaroise, Chocolat und Grog au vin, auch Grog americain; hier ist Punch romaine le Bol, auch Bichof und Kirch le Bol; auch den Bol à l'eau de vie kann ich Euch empfehlen, wenn auch zu verschiedenen Prei-

sen, zu 4 und 2 Sous, ich habe dies nicht anders machen können!

Hier ist auch, spricht der Kaiser ferner, Chablis und Marquise, hier ist Baierisches Bier und Malaga, hier ist Chartreuse und Curaçao und Vermont, hier ist Dejeuner à la Crême, hier ist der beste Macon, und was Ihr sonst nur immer trinken mögt, kommt heran, kommt heran, denn das Kaiserreich soll Euch ernähren, wie Ihr noch nie ernährt worden seid! — —

Schon nach diesem Preis-Courant, über welchem die lockende Stimme des Kaisers schwebt, kann man schließen, daß der französische Arbeiter ein Mann des Genusses geworden ist, der auch die feineren Reize des Gaumens auf eine Weise kennt und befriedigt, wie sie namentlich dem deutschen Arbeiter ein noch unenthülltes Mysterium geblieben ist. Das Wohlleben der deutschen Arbeiter hat zwar seit der Erhöhung der Löhne, welche ihnen das Jahr 1848 zuwege gebracht, einen nicht geringen Aufschwung genommen, aber es erstreckt sich nur auf den reichlicheren Genuß von Branntwein und Bier, ohne daß ihre eigentlichen Lebensbedürfnisse einen besseren und feineren Zuschnitt dadurch erhalten hätten. Das Tages- und Wochenlohn möchte beim französischen und deutschen Arbeiter jetzt ziemlich auf derselben Stufe

stehn, und es bleibt bei beiden wahrscheinlich nur ein sehr geringer Theil für die Erhaltung der Familie übrig, der das zufällt, was den unüberwindlichen Anforderungen der Kneipe einigermaßen abgerungen werden kann. Aber der Pariser Arbeiter kann für sein Geld sich einen ganz anderen Kreis von Genüssen eröffnen, und wenn er auch in dem Aeußern seiner Person noch keineswegs Miene macht, sich als den neuen Gentleman des Jahrhunderts hinzustellen, so schwingt er sich doch einstweilen in dem, was er genießt und verzehrt, zu einer ziemlich cavaliermäßigen Kunst zu leben auf. Dem deutschen Arbeiter dagegen ist noch wohl in diesem Cynismus seiner Schenken und Keller, in denen er sich maulwurfsartig vergräbt, um sich durch Licht und Sonne so wenig als möglich aus seinen dumpfen und gedankenlos hinbrütenden Genüssen wecken zu lassen. Wenn er erfährt, welches Paradies seinen Brüdern im napoleonischen Kaiserthum geschaffen wird, und welche Pracht-Cafés, welche Speisezettel und welche Preiscourants ihnen dort aufgethan werden, so wird ihn vielleicht eine Sehnsucht nach diesen Wundern und diesem Glanz beschleichen, aber eingelassen in dies neue Kanaan des Arbeiterstandes würde er die schwarze, cynisch behagliche Spelunke seiner deutschen Freuden wahrscheinlich sehr bald wieder all diesen strahlenden

Lichtern und diesen fein bereiteten und zusammengesetzten Getränken vorziehen lernen. Diese Marmortische und Plüsch-Divans, welche der Pariser Ouvrier mit einer so vollendeten Weltmanns-Manier und mit einer so anmuthigen Sicherheit, als wenn er nie andere Möbel zu seinem Gebrauch gekannt, benutzt, würden dem deutschen Arbeiter leicht einigen Angstschweiß auf die Stirn rufen. Er kann einmal auf einem Plüsch-Divan nicht behaglich sitzen, auf dem er nur mit ängstlich zusammengekniffenen und dicht an den Leib herangezogenen Beinen und mit der Haltung eines Pagoden Platz zu nehmen im Stande wäre. In die freie und ungezwungene Manier seines französischen Collegen wird er sich so leicht nicht finden können, obwohl er demselben in einer gewissen Freiheit und Lascivität der Sitten und in der Leichtigkeit des moralischen Gewissens kaum etwas nachgeben wird.

Mit der Sittlichkeit des französischen Arbeiters scheint es im neuen Kaiserreich eher schlimmer als besser geworden zu sein, und wenn man ihn im Café du dixneuvième Siècle nicht selten auch mit Frau und Töchtern so wohlanständig eintreten und sich niederlassen sieht, sollte man kaum auf den Gedanken kommen, daß seine Familienverhältnisse in der Regel so entsetzlich zerrüttet und von schmutzigen Lastern

bedeckt sind. Sein Bedürfniß, außerhalb der Arbeitsstunden den großen Mann und den feinen Cavalier zu spielen, bedroht so sehr die finanzielle Seite seines eigenen Haushalts, daß die Frau zur Führung desselben und zur Bestreitung ihrer eigenen Bedürfnisse leicht auf ganz andere Einnahmequellen Bedacht nimmt. Die Prostitution des weiblichen Theils der Familie ist nicht selten die traurige Kehrseite zu der Glanzwelt des Café du dixneuvième Siècle, denn in einer gewissen Sphäre der Pariser Prostitution gehört eine überwiegende Anzahl dieser beklagenswerthen Geschöpfe den Frauen und Töchtern des Arbeiterstandes an. Der französische Arbeiter hängt also auf dieser Seite durch die Preisgebung seiner Frauen und Töchter mit den Lastern der eleganten Gesellschaft zusammen, die er mit seinem eigenen Fleisch und Blut nährt und fördert, wie er auf der andern Seite durch den Luxus der Vornehmen, den er sich mehr und mehr einimpft, an dem Fäulnißprozeß der überlebten Gesellschaftswelt sich betheiligt.

Der Arbeiter ist daher in seiner gegenwärtigen Erscheinung eben so sehr eine Frazze, eine sittlich verzerrte Caricatur, als es die andern Stände in der heutigen Gesellschaft mehr oder weniger geworden sind, und es liegt die Nothwendigkeit nicht gerade auf der Hand, einen socialen Naturcultus mit dem Ar-

beiterstande zu treiben und ein verjüngendes und schöpferisches Element für die heutige Gesellschaft in ihm zu sehen. Mit Ausnahme einzelner und isolirt stehender Gruppen des französischen Arbeiterstandes, in denen Tugend, Arbeitsglück und ein beschränktes idyllisches Lebensgenüge heimisch geblieben sind, haben diese Leute keineswegs die Vorzüge neuer Menschen für sich in Anspruch zu nehmen, sondern sie sind nur die Producte der Laster einer verdorrenden und sich auslebenden Gesellschaft, die auf diesen ihren äußersten Endpunkten dieselben Giftstoffe verbreitet, welche sich von Oben und in ihrer Mitte erzeugt haben. Die Weltgeschichte des vierten Standes ist daher immer noch ein sehr fragliches Problem. Sollte dieser Stand, der in seinem physischen Naturell fast den Eindruck einer besonderen und sich neu entwickelnden Volksrace macht, wirklich dazu ausersehen sein, einst die civilisirte Gesellschaft zu erobern, wie es früher die Vandalen und Gothen gethan, so würde dieser Sieg ihm in dem Maaße streitig gemacht werden, als der vierte Stand die sinnlichen und geistigen Verfeinerungen der heutigen raffinirten Welt in sich aufzunehmen anfängt. Das süße Gift, welches ihm der einst zu Besiegende reicht, würde dann die wilde Naturkraft schon vor der Zeit einschläfern und ihres gefährlichen Stachels berauben.

Warum hält es Napoleon III. für eine so wichtige Angelegenheit, sich fortdauernd dieser Volksklasse zu versichern, obwohl er von ihrer Undankbarkeit überzeugt sein kann, und darüber nicht erst durch das ihm feindselige Verhalten der Arbeiter bei den letzten Wahlen belehrt zu werden brauchte? Der Kaiser scheint es seinem ganzen politischen und gesellschaftlichen Programm nach nicht aufgeben zu wollen und zu können, daß er den arbeitenden Klassen allgemach eine Organisation giebt, durch welche sie sich an das napoleonische Regime fest und unlösbar gebunden fühlen und in demselben eine neue Garantie für Arbeit und Genuß, wie sie ihnen noch nie dargeboten worden, erkennen. Der Kaiser mußte es aufgeben, die Reorganisation des Adels, die er zu Anfang des Jahres 1857 schon nach bestimmten Entwürfen in die Hand genommen, schon jetzt zur Ausführung zu bringen, und diese Entwürfe, die namentlich auf die feste und legitime Begründung einer napoleonischen Aristokratie und auf die Säuberung des seit Louis Philipp entstandenen Aventurier-Adels hinausliefen, mußten einstweilen wieder zurückgelegt werden, weil Louis Napoleon sah, daß er durch diese Operation einen großen Theil der feineren Gesellschaft einer bedenklichen Verstümmelung unterworfen hätte. Auch war es verfrüht, der legitimen Gesell-

schaft des Faubourg St. Germain, die in ihrer ausdrucksvollen Abwendung von dem Kaiserhof beharrt, schon jetzt einen neuen Adel gegenüber zu stellen, der in der Legitimität der napoleonischen Dynastie theils seinen Ursprung, theils seine anerkannte Feststellung gefunden hätte. Da war es bei weitem besser, die vielen französischen Marquis, Comtes und Ducs, die sich aus der Aventure und Glücksritterschaft der letzten Jahrzehnte gebildet, vor der Hand noch ungestört auch im neuen Kaiserreich umherspazieren zu lassen, und lieber am untersten Ende der Gesellschaft mit einer neuen Organisation des Proletariats, oder mit der Umschaffung des Arbeiters zum Cavalier, zu beginnen. Wenn dies gelingen kann, ist an den arbeitenden Klassen eine Operation vollzogen, von der sie sich, im Vollgenuß des schönsten Weißbrots und der strahlendsten Pracht-Cafés, nicht wieder erholen werden, und die aus dem Barbaren, welcher der modernen Gesellschaft eroberungssüchtig gegenüber steht, einen an ihre Genüsse verkauften und sich allmählig verweichlichenden Ueberläufer machen soll.

Es gehört in das kaiserliche Regierungsprogramm, daß der Arbeiter unablässige und ertragreiche Arbeit, feines und großes Weißbrot zum billigsten Preise, eine gesunde und anständige Wohnung und

in seinen Erholungsstunden eine den höheren Ständen nichts nachgebende Behäbigkeit finden solle. Das Weißbrot, welches das eigentliche Symbol des napoleonischen Arbeiter-Evangeliums ist, hat sich bisher allen Schwankungen der Getreide-Preise gegenüber in seiner fast wunderbaren Schönheit und Billigkeit erhalten, und wenn bei den halbmonatlichen Veröffentlichungen der Taxe eine Veränderung erfolgt, sind es immer nur neue Ermäßigungen, die der Preis des Brotes erfährt. Die Arbeit reißt im Kaiserreich ebenfalls nicht ab, denn die Baupläne und gemeinnützigen Unternehmungen Napoleon's III. haben nach der Vollendung der Louvre-Arbeiten und durch den Ausbau eines neuen Straßensystems von Paris noch keineswegs ihren Abschluß gefunden; sondern erstrecken sich noch mit ungeheuren Entwürfen über das ganze Land, wie sie in Paris selbst dem noch weit hinausgestreckten Ziel nachstreben, aus der französischen Hauptstadt allmählig eine ganz neue, die traditionellen Zustände unterbrechende, und die napoleonische Schöpferhand zugleich mit der Arbeit des Volkes aufzeigende Stadt entstehen zu lassen. Weniger Glück scheint der Kaiser mit den Wohnungen zu machen, welche er den Arbeitern selbst in den sogenannten Cités ouvrières auf dem Boulevard Mazas und Boulevard Sebastopol hat erbauen und er-

öffnen lassen. Die Häuser und Wohnungen in diesen neuen imperialistischen Arbeiter-Städten sind freundlich, auskömmlich und gesund, obwohl die Billigkeit der Miethspreise noch Vieles zu wünschen übrig lassen soll. Doch sind es keineswegs die etwas theuern Wohnungspreise, welche den Pariser Arbeiter bis jetzt gehindert haben, das ihm dargebotene schöne Quartier in diesen Cités ouvrières zu beziehen. Die Arbeiter haben vielmehr die sichtlichste Abneigung an den Tag gelegt, sich in diesen Arbeiterstädten einfangen zu lassen, in denen sie entweder die ihrem persönlichen Freiheitsgefühl mißbehagende Einpferchung einer Caserne scheuen, oder die ihnen eine Art von Judenviertel des Arbeiterstandes zu sein scheinen, worin sie sich von der übrigen Gesellschaft systematisch abgesondert vorkommen würden. Vielleicht empfinden sie auch bei ihrem scharfen Instinkt den Regierungsgedanken durch, daß die Cités ouvrières dem Gouvernement die Ueberwachung des Arbeiterstandes in allen seinen Bewegungen erleichtern werden, und daß es dann bei einer politischen Katastrophe möglich wäre, die Haupttriebfedern der Revolution, welche in Frankreich künftig immer nur in den Arbeitern stecken werden, wie mit einem einzigen Netz zu umschlingen. Der französische Arbeiter wird der revolutionaire Gegner jedes Gouvernements

sein, in welcher Art dasselbe auch immer über seinem Kopfe stehen möge. Jeder stabile Zustand, und wenn er in demselben mit den größten Wohlthaten überhäuft worden, wird dem französischen Arbeiter bald unerträglich werden, und auf seine leidenschaftliche Mitwirkung zum Sturz der bestehenden Verhältnisse ist jedesmal zu rechnen, gleichviel in welcher Richtung und zu welchem Ziel der Schlag geführt werden soll. Das stehende Heer der Arbeiter ist auf keinen Namen und auf kein Princip zu verpflichten. Der Arbeiter ist der Soldat der permanenten Anarchie, die seit der Revolution von 1789 auf dem innersten Grunde des französischen Volkslebens sich fortwühlt, und einen Zustand durch den andern zu ersetzen strebt, um jeden unmöglich zu machen. Das einstige feste Ziel dieser unaufhörlichen Erschütterungen kann Niemand mehr mit irgend einer Formel oder einem Symbol bezeichnen, aber die arbeitenden Klassen, die in Frankreich schon an sich von dem Hochmuth erfüllt sind, Alles vor ihr Forum ziehen zu können, unterhalten die beständigen Bivouacfeuer der Revolution in ihrer Mitte.

Diesem Beruf abgezogen zu werden, hüten sie sich mit einem merkwürdigen Scharfblick. Es muß deshalb als höchst charakteristisch erscheinen, daß in der neuen Cité ouvrière, welche der Kaiser auf dem Bou-

levard Mazas gebaut hat, bis jetzt erst ein einziges Haus vermiethet worden ist, und zwar an einen Obersten, dessen Regiment in der Nähe dieses Stadttheils kasernirt. Der Arbeiter zieht es noch immer vor, lieber in den engen, dunkeln Modergassen wohnen zu bleiben, deren es in Paris, ungeachtet der bis in die Cité hinein vorgeschrittenen Umbauten des Kaisers, noch eine bedeutende Anzahl giebt, und in deren undurchsichtigen Spelunken der Geheimdienst der Revolution niemals ganz ausgesetzt worden ist. In den neuen Cités ouvrières dagegen, welche der Kaiser an der Stelle der Pariser-Schmutz- und Mystères-Gassen hat eröffnen lassen, kommt es dem Arbeiter vor, als solle er an einer Leimruthe aufgeklebt werden, und sich darauf, wenn auch wohlgenährt und vollgestopft, doch mit Allem, was er ist und sein will, zu Tode zappeln. Ebenso geht es auch mit den neuen Häusern, welche die bekannte Agio-Celebrität, Herr Milhaud, der sich mit seinen Speculationen an das Programm des Kaisers anzulehnen versteht, auf dem Faubourg St. Antoine aufführen läßt. Es sind bis jetzt vierzig solcher zweistöckigen Häuser in diesem Stadttheil, welcher zu den gesundesten von Paris gehört, entstanden, und die Wohnungen bieten sich darin zu einem verhältnißmäßig viel geringeren Preise, als in den Arbeiterstädten des Kaisers, für den soge-

nannten kleinen Mann und den Arbeiter dar, obwohl jede aus Küche, Keller, einem Eßzimmer, einem Wohn-Salon und vier Schlafkammern besteht. Nichts destoweniger hat bisher noch keine einzige dieser schönen und vortheilhaften Wohnungen einen Miether gefunden, und es werden wahrscheinlich auch nur kleine Beamte, wie dies bei den Häusern der gemeinnützigen Baugesellschaft in Berlin der Fall ist, aber keine Arbeiter und keine Familien aus dem Volke davon Gebrauch machen. Die Volkskaserne flößt Denen, welchen sie eröffnet werden soll, und sei es mit den heitersten und anständigsten Räumen, den größten Schauder ein. Der vierte Stand, den man heutzutage studiren muß, scheint ein noch viel reizbareres Ehrgefühl zu besitzen, als dem dritten Stande jemals eigen gewesen, und dies Ehrgefühl ist ein um so gefährlicheres, als es sich nach gewissen Seiten hin eine wahrhaft stoische Toga anzieht, und dem traditionellen Schmutz der Wohnstätten den Vorzug vor einer Einlogirung giebt, durch welche er sich gewissermaßen auf einen Präsentirteller hinausgeschoben und zu einem Präparat der wohlthätigen Fürsorge der bevorzugten Klassen gemacht sehen würde.

Nur den goldenen Zügel der neuen Pracht-Cafés hat sich der Pariser Arbeiter willig in den Mund legen lassen, und folgt, wie es scheint, mit steigender

Begierde diesem niegesehenen Glanz, welcher sich auf seinen Wegen aufgethan, und dem er jetzt nachzieht, wie der verzauberte Ritter der Fee, die es ihm bis in das innerste Herz hinein angethan hat. Eines dieser neuen Cafés ist immer großartiger wie das andere, und der Entwickelung dieser neuen Unternehmungen scheint noch keineswegs ein Halt geboten zu sein.

Das Café du dixneuvième Siècle scheint ungeachtet seiner kostbaren Prunkeinrichtung nur ein bescheiden gemüthlicher Aufenthaltsort, wenn man sich von ihm in das neue Café Parisien begiebt, welches, auf dem Boulevard du Temple gelegen, zwei Eingänge hat, von denen der eine auf diesen Boulevard hinausgeht, während der andere, der Haupteingang, in der Rue du Château d'Eau sich befindet. Man tritt hier in ein neues, schön und massiv aufgeführtes Haus, das an einem Garten gelegen, der mit einer hohen steinernen Mauer umgeben ist. Beim Hinaufgehen in den Saal, der in dem ersten Stockwerk des Hauses liegt, wird man unten an der von Kandelabern erleuchteten Treppe zuerst von einer hohen Marmor-Statue empfangen, in welcher sich Diana, die Göttin der Jagd, mit einen ungemein lebensfrohen und unternehmenden Ausdruck vor uns darstellt. Nachdem wir einige Stufen erstiegen, blickt

uns von der Wand, in einem grotesk ausgeführten Relief, ein tolles, wildes, höhnisches Silenengesicht entgegen, das dem Eintretenden eine geheimnißvolle Frazze schneidet, und ihm zu bedeuten scheint, daß er sich, obwohl im Begriff in dies prachtvolle Wunderschloß einzugehn, nicht durch diesen hohen und feierlichen Glanz der Räume irre werden lasse, denn was in diesen Prunk eingewickelt, sei nur das liebe, alte, fröhliche Volk, das auch im Faschingsmantel dieser Pracht ewig das alte sei, das alte und unveränderliche in seiner Lust und in seinen Wünschen! —

Das Pariser Caféhaus („le plus grand café du monde") ist mindestens dreimal so großartig und so strahlend, als das Café des neunzehnten Jahrhunderts. Wenn man in den Hauptsaal eintritt, glaubt man einen der größten und glänzendsten Opernhaussäle der Welt vor sich zu erblicken. Diese prächtige Architektur gehört dem berühmten Baumeister Charles Duval an, der es mit großem Geschmack verstanden, einer das Ungeheuerste beabsichtigenden Entfaltung des Luxus zugleich die Formen der gediegensten Schönheit und den feinsten und edelsten Styl zu geben. Die großen, breiten Broncespiegel, welche die Wände des Hauptsaals und mehrerer in denselben ausmündender Nebensäle bedecken, sollen dem Unternehmer zusammen die Summe von 200,000 Francs gekostet

haben, die von den Arbeitern, welche darin mit Wohlbehagen sich selbst und ihre bessere Zukunft wiedergespiegelt sehen, doch wohl mit einiger Schwierigkeit wieder herauszubringen sein wird. Die Mitte des Saals wird wieder von einer unabsehbaren Reihe von Billards eingenommen, die hier auf einige dreißig sich belaufen und von einer mit Bronceverzierungen geschmückten gußeisernen Schranke eingefaßt sind. An den Seitenwänden des Saals laufen, wie im Café des neunzehnten Jahrhunderts, die rothen Plüsch-Divans mit den Marmortischchen umher, an denen die blauen Blousen in fröhlich redseliger Unterhaltung sich niedergelassen haben oder zu ihrem dampfenden Grog oder einem Glase Madeira ein Spiel Karten (gewöhnlich eine Art von deutschem Landsknecht) unternehmen. Ein Glockenthurm in der hohen Wölbung des Saals verkündet in diesem Café mit mächtig dröhnenden Schlägen, denen das Abspielen einer Melodie gefällig vorausgeht, den Lauf der Stunden. Das ganze Haus hallt dann von diesen gewaltigen Klängen wieder, welche als die einzige Erinnerung an die Zeit in diesen Feen-Saal hineinfallen, in dem sonst eine märchengleiche Ueberholung aller Bedingungen und Gewohnheiten der Zeit eingetreten zu sein scheint. Die Gesellschaft ist hier ganz dieselbe wie im Café des neunzehnten Jahrhunderts, nur daß sich hier

mehr Zuschauer aus der eleganten Welt von Paris und ein bedeutendes Fremden=Publikum einfinden. Aber dies stört den gewohnten Hergang in keiner Weise, denn der französische Arbeiter hat gegen scheinbar vornehmere oder besser gekleidete Personen nicht das Mißtrauen oder die Rücksichtnahme, von denen der deutsche Ouvrier sich in solchen Fällen sehr schwer frei erhalten kann. Mit einer an den besten Weltton streifenden Harmlosigkeit läßt sich der Blousenmann oder der noch mit der Schürze der Werkstatt angethane Ouvrier hier auf demselben Divan neben dem Elegant von Paris oder London nieder, die als staunende Beobachter des neu aufgegangenen Luxus der Arbeiterwelt hier erschienen sind.

Es drückt sich aber darin nicht blos die eigenthümliche weltmännische Sicherheit des französischen Arbeiters, sondern mehr noch seine stolze Zuversicht aus, mit der er sich jedem Andern gegenüber vollkommen ebenbürtig fühlt und der er durchaus nichts vergiebt, welcher Art auch die Persönlichkeiten sein mögen, die ihm aus den andern Sphären der Gesellschaft begegnen. Dieses feste Selbstvertrauen des französischen Arbeiters, mit dem er zugleich seine eigene sociale Stellung ehrt, gränzt fast an Nichtachtung gegen Alle, die nicht zu ihm gehören, obwohl die Höflichkeit dabei nicht leicht außer Acht gelassen wird.

Man kann einen ganzen Abend hindurch neben einer Arbeiter-Gruppe, die sich mit Karten oder Domino unterhält, an demselben Tisch sitzen, ohne daß man im eigentlichsten Sinn des Wortes von ihnen bemerkt zu werden scheint. Weder Blick noch Gebärde, noch weniger irgend ein Wort werden verrathen, daß die fremde Nachbarschaft als vorhanden betrachtet wird oder irgendwie bemerklich geworden ist. Man kann selbst Bemerkungen in seine Brieftasche einzeichnen, was in einer deutschen Arbeiter-Schenke unfehlbar die schlimmste Ahndung nach sich ziehen und leicht in der Blumensprache einer Tracht von Prügeln als ungehörig abgelehnt werden könnte. Aber der Pariser Arbeiter lebt zu sehr in der großen Welt, als daß er Vorurtheile dieser Art bei sich aufkommen lassen sollte. Er würde es mit vornehmer Gleichgültigkeit nicht bemerken, und wenn man sich mit Pinsel und Palette dicht vor ihn hinsetzen wollte, um ihn zu portraitiren. Dagegen wird er nicht leicht eine Unterhaltung zurückweisen, die man ihm in passender Art anbietet, und in der man, wenn man es versteht auf seine Sprache einzugehn, leicht die pikantesten Aeußerungen über die gesammte Lage der Dinge aus ihm hervorlocken kann. Nur auf ein Gespräch über den Kaiser einzugehen, wird er sich nicht so leicht bewogen fühlen. Er beobachtet nach dieser Seite hin dieselbe

systematische Zurückhaltung, der man in allen andern Kreisen der Gesellschaft begegnet. Auch die kleine thönerne Pfeife in seinem Munde zeigt an ihrem Kopf zum Zierrath und Sinnbild Türken-, Frauen- und Mohrenhäupter und die Gesichter aller bekannten und unbekannten, wilden und zahmen Könige und Helden der ganzen Welt auf, aber den Kopf Napoleon's III. haben wir diesmal noch nicht darunter entdecken können.

Wenn der Arbeiter nicht spielt oder sich unterhält, greift er nach den Journalen oder Zeitungen, deren eine große Menge in allen Arten in dem Café Parisien für ihn gehalten wird. Auch in dieser Weise erblickt man oft die interessantesten Gruppen. Am Eingange eines Nebensaales steht ein kolossaler Kandelaber, der in einer ungemein geschmackvollen und originellen Form aus Eisenguß mit reichen Bronce-Verzierungen aufgeführt ist, und oben auf seiner Spitze in einer leuchtenden Kugel zugleich eine Uhr trägt, die nach vier Seiten hin mit vier Zifferblättern versehen ist und mit der Kenntniß der Stunden auch das Licht verbreiten hilft. Unweit dieses Kandelabers an zwei neben einander stehenden, länglichten Marmortischen sitzt eine Arbeiter-Familie, die aus ihrem väterlichen Haupt, einem schon etwas ergrauten und, wie seine Stiefel besagen, dem Maurergewerk ange-

hörigen Manne, einer noch ziemlich jungen, bleichen, die Spuren mancher Leiden an sich tragenden Frau, einem vielleicht vierzehnjährigen und, wie sein Vater, in eine blaue Blouse gekleideten Knaben und einem kleinen rothwangigen, unter einer großen weißen Haube schalkhaft hervorlächelnden Mädchen besteht. Von dieser Familie, die sich zuerst an einem Riz-au-lait erquickt zu haben scheint, haben sich die drei ältesten Mitglieder sämmtlich und mit großem Eifer der Lectüre hingegeben, während das kleine Mädchen, auf dem Plüsch niederknieend, eben so eifrig damit beschäftigt ist, aus den Steinen des Dominospieles, die ihr überlassen worden sind, einen künstlichen Hausbau über den Marmortisch hin zu unternehmen. Der Vater aber hat auf seinen Knieen eine große, politische Zeitung aufgeschlagen, in die er mit gespannter Aufmerksamkeit hineinblickt. Er scheint das Siècle zu lesen, das in den Arbeiterkreisen noch immer, als das am meisten demokratisch gebliebene Blatt, mit einiger Vorneigung zur Hand genommen wird. Die Frau des Arbeiters hat, den Kopf nachsinnend in die eine Hand gestützt, ein Mode-Journal vorgenommen und unterwirft eines der prächtigen Modebilder, in denen sie geblättert hat, ihrer sehr genau in's Einzelne eingehenden Prüfung. Die eigene, höchst bescheidene Toilette dieser blassen Frau,

welche von den eleganten Moden durchaus nicht beleckt worden zu sein scheint, mag die Angelegentlichkeit ihres Studiums nicht ganz begreiflich erscheinen lassen. Aber ihre rege Phantasie ist offenbar dabei im Spiele, und einige Melancholie, welche das ziemlich pikante Gesicht beschattet, deutet auf unbestimmt umherschwimmende Träume, die entweder schon längst gescheitert sind, oder in der Zukunft keine Aussicht mehr finden können. Der Herr Sohn dagegen hat sich mit seinem Kopf fast ganz und gar in die Gazette des Tribunaux eingewickelt, die mit ihren nie abreißenden Criminalfällen und Verbrechen, welche in die Phantasie und in die Lebensverhältnisse der arbeitenden Klassen gleich mächtig eingreifen, stets eine Lieblingslectüre derselben gewesen ist. Die schwarzen Augen dieses Jungen bohren sich mit einer leidenschaftlichen Gluth in das Zeitungspapier hinein, von dem sie sich zuweilen wild umherschauend aufschlagen. Kopf und Physiognomie dieses hoffnungsvollen jungen Ouvriers scheinen bereits so charakteristisch ausgebildet, daß die neue Menschenrace, deren Kind er ist, schon mit ihrer ganzen seltsamen Eigenthümlichkeit in ihm abgebildet erscheint. Die neue Völkerrace des Proletariats, die sich in allen Ländern Europa's mehr oder weniger ähnlich sieht, prägt sich im Gesicht des französischen Arbeiters auf eine jedenfalls intelligen-

tere Weise aus, als dies bei seinen englischen und deutschen Collegen der Fall ist. Dies Gesicht, obwohl es starke diabolische Schattirungen in sich trägt, wie sie besonders dem noch bei weitem unschuldigeren deutschen Arbeiter nicht so leicht eigen sind, verräth oft neben Rohheit und Trotz die Spur einer gewissen geistigen Kraft, die der Stunde ihrer Erlösung sicher entgegenzugehen scheint.

Es sind in dieser Hinsicht unter dem zweiten Kaiserthum sichtlich neue Veränderungen mit dem französischen Arbeiter vor sich gegangen. Wenn unter der Regierung Louis Philipp's ein großer Theil dieser Volksklasse weder lesen noch schreiben konnte, so stellt sich dies Verhältniß unter dem heutigen Gouvernement bereits bei weitem günstiger dar. Die Arbeiter empfangen nicht nur für ihren Magen das Bisquit der kaiserlichen Fürsorge, sondern Napoleon III. zeigt sich auch darauf bedacht, ihnen bequeme Wege zu ihrer geistigen Ausbildung zu eröffnen. Der Kaiser will sich nicht nur zu ihrem leiblichen, sondern auch zu ihrem geistigen Wohlthäter machen, und seine Intentionen, die Arbeiter lesen und schreiben zu lehren und zugleich mit mancherlei nützlichen Kenntnissen für Leben und Beruf versehen zu lassen, können schwerlich in der Art für zweideutig gehalten werden, in der man das den Arbeitern ge-

reichte kaiserliche Bisquit verdächtigen zu können geglaubt hat. Wenn das feine Wohlleben, das schöne Weißbrot und die Pracht-Cafés dazu dienen können, den Arbeiter zu verweichlichen und der unberechnenbaren Bestie die Zähne zu umwickeln, so sind Kenntnisse, die man den arbeitenden Klassen giebt, zugleich eine Waffe, und zwar die mächtigste, die nur in ihre Hände gelegt werden kann.

Die cours gratuites pour les ouvriers, die in verschiedenen Stadttheilen von Paris regelmäßig abgehalten und von den Mairien veranstaltet werden, finden einen immer zahlreicheren Besuch und sollen auf die intellectuelle Bildung der Arbeiter bereits einen sehr sichtlichen Einfluß ausgeübt haben. Diese Unterrichts-Curse erstrecken sich auf Lesen, Schreiben, Grammatik, Arithmetik und praktische Geometrie, und sind nicht nur für die Arbeiter, sondern auch für die Arbeiterinnen bestimmt, für welche letztere sie von Damen abgehalten werden. Es herrscht in diesen Stunden ein großer Fleiß und Ernst, denn wie roh und materiell auch der französische Arbeiter in allen seinen äußeren Bewegungen erscheint, so hat er doch einen gewissen Instinkt, der ihn mit Achtung vor der Welt des Geistes erfüllt und ihm allerdings eine einstige höhere Zukunft zu verbürgen scheint. Dies zeigt sich auch auf eine höchst bemerkenswerthe Weise in

den Vorlesungen, welche Herr Doré bereits seit mehreren Jahren über Chemie für die Arbeiter veranstaltet. Schon im Jahre 1848 vereinigte sich in Paris die Gesellschaft des Athénée populaire, um in einem Amphitheater, welches in der Rue des Postes, impasse des Vignes lag, den Arbeitern unentgeldliche Vorlesungen halten zu lassen, und Doré, ein junger Mann, der damals kaum siebenzehn Jahre alt war und bisher als Präparator der Chemie an der polytechnischen Schule gewirkt hatte, wurde für den chemischen Cursus erwählt. Es ist allen revolutionären Epochen eigen, daß man immer mit einer besonderen Vorliebe auf die Naturwissenschaften zurückgreift und dieser Kenntniß namentlich eine populaire Verbreitung und Anwendung zu geben strebt. Die Revolution von 1848, die nach keiner Seite hin eine stätige principielle Entwickelung nehmen konnte, verließ auch diese Anläufe, für die Bildung der Arbeiter zu sorgen, sehr bald, und das Athénée populaire wurde schon im Jahre 1849 wieder aufgelöst. Herr Doré setzte aber den Cursus der Chemie, für den er eine außerordentliche Sympathie bei den Arbeitern erweckt hatte, nunmehr auf seine eigene Hand und auf seine Kosten fort und verlegte seine Vorträge in das Haus seines Vaters in dem Quartier Saint-Marcel, wo sie jeden Sommer drei Monate hindurch von

August bis November stattfinden und gewöhnlich 200 bis 250 Arbeiter vereinigen. In diesem andächtig stillen und feierlichen Auditorium herrscht eine Hingebung und eine Aufmerksamkeit, wie sie den Studenten der Sorbonne und des Collège de France oft lebhaft zu wünschen wäre. Der junge Professor, der mit seinen Zuhörern in die innigste Gegenseitigkeit getreten, hat sich bei diesen Vorträgen vornehmlich die Aufgabe gestellt, durch die Kenntniß der Chemie auf die Ateliers und auf das Haus des Arbeiters einzuwirken, und dort die Routine durch die Wissenschaft und die Erkenntniß zu ersetzen. Es ist hierbei vornehmlich darauf abgesehen, das Leben und Thun des Arbeiters in den Besitz aller der Vortheile zu bringen, welche ihm die Bildung der Zeit gewähren kann. Die Experimente bilden bei diesen Vorträgen einen wesentlichen Theil des Unterrichts, und Herr Doré läßt diese größtentheils durch seine Zuhörer selbst ausführen, die mit eben so viel Eifer als Geschicklichkeit dieser Verrichtung sich widmen. Denjenigen, welche die Ausbildung ihrer Kenntnisse noch selbständig weiter verfolgen wollen, eröffnet der junge Mann auch seine Bibliothek, in der immer mehrere Blousenmänner sitzen, um sich durch Lesen und Nachschlagen zu unterrichten.

Es ist eine interessante Beschäftigung, die Gesichter

der Arbeiter zu studiren, die man in dem Amphitheater des Herrn Doré antrifft. Rohheit, Härte und Uebermuth, die man in ihren Arbeitswerkstätten und Vergnügungslocalen auf ihren Physiognomien lagern sieht, haben einem milden und sinnigen Ernst der Wißbegierde Platz gemacht und man erblickt hier in der blauen Blouse bedeutsame Männergestalten, die durch ihre eigenthümliche Haltung den Moment anzudeuten scheinen, wo auch das Volk seinen Antheil an der Wissenschaft empfangen, und dadurch die Wissenschaft selbst eine neue Seite ihrer Bedeutung erschließen wird. —

Diese unleugbare Hebung der Bildungszustände der Arbeiter im neuen Kaiserreich ist jedenfalls ein erfreulicheres Symptom und verdankt sich bei weitem volksfreundlicheren Absichten, als man sie solchen Luxus-Unternehmungen, wie sie jetzt im Café du dixneuvième Siècle und im Café Parisien erstanden sind, nachrühmen kann. Ein häufig wiederholter Aufenthalt, namentlich in dem unermeßlichen Café Parisien, hat mich nie so befriedigte und durch ein höheres Interesse verschönte Gesichter antreffen lassen, als ich sie bei einem Besuch in den Cours Doré, die sich gastfreundlich auch jedem Fremden öffnen, zu sehen Gelegenheit gehabt. Das Vergnügen verschönt überhaupt den gemeinen Mann nicht so sehr, als es

ein ernster Gedanke thut, den man auf seine Stirn zu locken versteht. Das glänzende Treiben im Café Parisien wird vielleicht mit der Zeit die persönlichen Manieren des Arbeiters etwas verfeinern helfen, denn es ist natürlich, daß in einem Hause, wo Alles von Gold, Bronce, Marmor und Spiegeln strahlt, sich von selbst eine ganz andere Tonart und Bewegung einfindet, und manche Gewohnheit unterlassen wird, die man mit dem Geist des Raumes, in dem man sich aufhält, nicht vereinigen zu können scheint. So nimmt man hier schon das fatale Ausspeien nicht wahr, das sonst zu den übelsten Manieren des gemeinen Mannes in Frankreich gehört, und jeden Platz, auf dem er sitzt, leicht in eine ekelhafte Pfütze um ihn her verwandelt. Man scheint sich hier dieser schimmernden Pracht gegenüber doch noch einige Zurückhaltung auferlegen zu wollen, obwohl jener gewaltige weiße Pudel dort, der mit seinem Herrn, einem stattlichen Soldaten, eingetreten ist, sich von allen Rücksichten auf den kostbaren Glanz des Café Parisien entbinden zu wollen scheint. Denn sobald sein Herr sich vor einem petit verre, das ihm der Garçon gebracht, niedergelassen, ist der Hund neben ihm auf den Divan gesprungen, und hat sich auf demselben in der behaglichsten Position niedergelassen. Der freundlich lächelnde Garçon hat zu dem petit verre noch

die nachträglich geforderten petits gateaux, die mit Vorliebe dazu genossen werden, herbeigebracht, denn der Chevau-léger scheint sich heut einmal besonders gütlich thun zu wollen, aber den Pudel wagt der Kellner nicht von dem Plüsch-Divan herunterzutreiben. Ja er scheint es ganz natürlich zu finden, daß in dem Luxus-Mährchen, welches in dem Café Parisien aufgegangen, auch das Paradies der Thiere angebrochen ist, und daß in dieser Erlösung aller Geschöpfe durch den Luxus auch die Hunde das Recht auf einen Plüsch-Sopha gewonnen haben müssen. Der ungemein martialisch aussehende Chevau-léger scheint offenbar derselben Ansicht zu sein, denn er streicht sich den Knebelbart mit besonderem Wohlgefallen, indem er die Blicke auf seinen Hund richtet und sieht, wie bequem es sich derselbe im Café Parisien gemacht hat. Der Soldat läßt sich von dem Kellner nun den Moniteur de l'armée bringen, und als ihm der Garçon jetzt mit einem: voilà, Monsieur! und mit einer sehr verbindlichen Handbewegung das Journal darreicht, ist der Krieger ebenso höflich und belohnt den diensteifrigen Kellner mit einem: bien aimable, Monsieur! Ueberhaupt scheint das Verhältniß zwischen den Gästen und den Aufwartenden in diesen großen Arbeiter-Cafés sich ganz anders zu gestalten, als es in den Cafés der eleganten Gesellschaft bis-

her üblich war. Der Garçon in den Arbeiter-Cafés zeigt eine sehr bemerkliche Metamorphose an sich auf. Er ist der liebenswürdigste, gesprächigste und zuvorkommendste Mann von der Welt, und hat die schroffen und brüsken Eigenschaften, die ihn in einem Café der vornehmeren Boulevards oft sehr unangenehm erscheinen lassen, ganz und gar ablegt. Während er sonst den vornehmeren Gästen gegenüber selbst den großen Herrn spielte, sich ziemlich trotzig gebärdete, und jede Geringschätzung, die ihm widerfuhr, fast mit einer Herausforderung auf Pistolen gegen den Gast erwiedern zu wollen schien, ist er in den Arbeiter-Cafés der gemüthliche, hülfreiche und dienstfertige Freund, und zeigt sich um so eifriger, da er hier von den Gästen auf einem ziemlich ebenbürtigen Fuße behandelt wird.

Es werden hier oft ganz vertrauliche Gespräche zwischen dem Arbeiter und dem ihn bedienenden Garçon gepflogen, und der letztere Name, den der Kellner in den vornehmeren Cafés vielleicht nicht mehr lange geduldig entgegennehmen wird, kommt ihm aus dem Munde des Arbeiters mit einer mehr brüderlichen Schattirung entgegen, oder verwandelt sich auch schon immer häufiger in den gleichberechtigten Monsieur. Der Socialismus wächst in Frankreich nicht blos durch das napoleonische Weißbrot,

in dem sich die Gleichberechtigung Aller zum Genuß symbolisirt, sondern auch durch die immer steigende Abneigung der unteren Klassen, zu dienen und in irgend einer Form dienstbar zu werden.

Auch aus dem gemüthlichen Verkehr, in welchen der Arbeiter hier mit den Kellnern tritt, kann man entnehmen, daß die arbeitenden Klassen in Frankreich sich zwar *erheben* wollen, aber nicht leicht dazu geneigt scheinen, sich in ihrem eigenen Lebenskreise zu *überheben*. Schon die blaue Blouse, welche noch immer das universale Arbeiter-Kleid bildet, beweist an ihm, daß es ihm nicht darum zu thun sein wird, der Verbesserung seiner Verhältnisse auch einen neuen glänzenden Anstrich seiner Person hinzuzufügen. Man erblickt darum mit Vergnügen, und ein gutes Zeichen darin erkennend, gerade an diesen prächtigen Orten, die dem Arbeiter neuerdings errichtet worden, die Blouse als das vorherrschende Kleid, das den Mann der Arbeit und des Tagelohns bezeichnet. Es ist dies der fromme Talar der arbeitenden Klassen, der ihrer Armuth und Arbeitsamkeit zugleich entspricht, und eine bedürftige und thätige Existenz anzeigt, die in keinem anderen Gewande sich so bequem und vortheilhaft für alle ihre Zwecke darstellen würde. In Frankreich und Belgien, und zum Theil auch in einigen deutschen Fabrikdistrikten am Rhein, wo die

vielfach eintretenden französischen Arbeiter auch der blauen Blouse schon eine größere Verbreitung gegeben haben, ist dies Kleid, indem es die Ausgaben für den Anzug bedeutend mäßig hält und dem Arbeiter eine wesentliche Oekonomie gewährt, zugleich der Sauberkeit und Ordentlichkeit seiner äußeren Erscheinung ungemein zuträglich geworden. Die Blouse wird leichter wieder rein gemacht, ausgebessert oder durch eine neue ersetzt, als das abgeschabte und abgenutzte Kleid von Tuch, das dem deutschen Proletariat ein so trübes und den ganzen Mann demüthigendes Aussehen bereitet und hinter den aufgehefteten Flicken und Lappen kaum noch ein würdiges und zur Wendung seines Geschicks entschlossenes Mannesherz schlagen lassen kann.

Auch die Frauen und Töchter der Arbeiter scheinen im Allgemeinen von der Putzsucht der Mittelklassen und der sich mehr und mehr corrumpirenden Bourgeoisie noch keineswegs ergriffen zu sein. Man erblickt sie auch am Sonntag und in den Cafés nur in den allerbescheidensten Anzügen, die mit der Blouse des Mannes gewissermaßen gleichen Schritt zu halten streben, und auch nicht den geringsten Anlauf verrathen, die, allerdings durch ihre Mittel und Umstände ihnen auferlegte Toilette auch nur mit einem prunkvollen Haubenband zu überschreiten. Der

Putz, der in den wohlhabenderen Bürger=Familien für die weiblichen Mitglieder errungen worden, scheint nur bei außerordentlich feierlichen Gelegenheiten in Scene gesetzt zu werden, und bildet eine Art von patriarchalischem Hausschatz, der vorhanden sein muß, aber nicht so leicht angegriffen wird. Im Durchschnitt ist diese Klasse der Pariserinnen noch am meisten geneigt, eine Tracht ihres Standes festzuhalten, und sie bleiben darin so lange als möglich, selbst wenn die Prostitution sie bereits auf einträglichere Bahnen hinausgelockt haben sollte.

Auch die neuen Luxus=Locale scheinen darin noch keine Veränderungen hervorgerufen zu haben. Die vier Arbeiterinnen, welche dort in einer Nische zusammen um den Tisch sitzen und Karten spielen, während die zu ihnen gehörigen Herrn sich dem Billard zugewandt haben, beweisen dies durch eine für ihre Jugend und Schönheit fast zu anspruchslose Toilette. Die Grazie und bewegliche Anmuth des französischen Weibes macht sich aber auch in diesen dunkelbraunen, schlicht herabgehenden Kattunkleidern, den wenig kleidsamen weißen Hauben und den nichts weniger als modischen Umschlagetüchern geltend. Die Eine dieser ganz und gar in ihre Partie vertieften Kartenspielerinnen ist ein noch ganz junges Mädchen, welche sich durch einen eigenthümlichen Lieb=

reiz ihrer Gestalt auszeichnet. Es giebt eine eigene Schönheit armer Mädchen in Paris, wie man sie anderswo in diesem wunderbar anziehenden Typus nicht antrifft. Diese Schönheit hat in ihrer stillen Blüthe und in ihrem naturfrischen Schimmer einen ungemein rührenden Ausdruck und läßt das Mädchen aus dem Volke oft mit einem viel weiblicheren Reiz bekleidet erscheinen, als er den Frauen der höheren Stände, deren graciöse Koketterie sich nicht selten mit einem fast männlichen Element ihres Charakters und ihrer Formen verbindet, eigen ist. Diese Schönheit der Mädchen aus dem Volke erkennt man oft in dem Gesicht berühmter Schauspielerinnen wieder, die einen wesentlichen Theil ihres Zaubers und ihrer Triumphe ihrer Abstammung aus den Arbeiter-Vierteln von Paris verdanken, und in diesem prächtigen Naturell, das jedoch unverkennbar bleibt, ihre Kunst um so siegreicher aufgebaut haben.

Wenn man den eigentlichen Charakter der französischen Arbeiter studiren will, muß man jedoch mehr in den vor den Barrièren befindlichen Arbeiter-Schenken, die noch in ihrem Naturzustande verblieben sind, und an gewissen Nachbar-Orten von Paris, namentlich in Passy, verweilen, als in jenen goldenen Cafés, deren Leben und Treiben wir zu schildern versuchten. An einem Sonntag-Nachmittag in

Passy kann man das vielgestaltigste Diorama der französischen Arbeiter-Sitten vor sich geöffnet sehen. Passy ist ein kleiner, auf den Anhöhen des Seine-Ufers anmuthig gelegener Vorstadt-Ort, der sich gerad-über von dem Pont d'Jena und hinter den Champs-Elysées in einer sehr malerischen Lage erhebt, und für den Arbeiter freundliche und billige Wohnungen und eine große Anzahl von Cafés und Schenken, die seit längerer Zeit zu den Lieblingsaufenthalten dieser Klasse gehören, darbietet.

Viele dieser Schenken in Passy haben auch bereits ein eleganteres Aeußere angestrebt, und in den größeren Cafés fehlen auch hier die Marmortische und die Broncespiegel nicht, wenn sie auch in einem bescheideneren und kleineren Zuschnitt vorhanden sind. Die Arbeiter-Bevölkerung feiert hier namentlich an den Sonntagen ihre behaglichsten und ausgelassensten Zusammenkünfte, die oft einen sehr hitzigen und gefährlichen Charakter annehmen. Davon scheinen auch die reitenden Patrouillen zu zeugen, die jetzt Sonntags in starker Anzahl durch die Straßen von Passy einherziehn. Auch sieht man überall Sergents in bedeutender Menge, die alle Vorgänge mit wachsamem Auge zu beobachten scheinen, und jeden Augenblick bereit stehen, um bei einer schlimmen Wendung der Arbeiter-Vergnügungen dazwischen zu treten.

Solche Wendungen liegen beständig nahe, denn der Arbeiter zeigt hier, wo er sich am meisten in seiner eigenen Sphäre fühlt, die ganze Ungebundenheit seines Naturells, und läßt sich in derselben mit toller Laune, oft auch mit der ihm eigenen Bösartigkeit, die an diesem Manne der Zukunft gar nicht in Abrede zu stellen ist, gehn. Die ganze ungestüme Heftigkeit des französischen Volkscharakters hat sich im Arbeiter concentrirt, und tritt bei ihm oft durch die größten Kleinigkeiten zu einer leidenschaftlichen Scene heraus, die dann unberechnenbar wird und leicht in den übelsten Folgen endet. Der sein Messer werfende Italiener erscheint phlegmatisch gegen diese rasende Wuth, welche den französischen Arbeiter bei dem geringfügigsten Anlaß ergreifen kann, und die um so gefährlicher wird, je mehr er geneigt ist, bei jedem Wort-Krawall Blut und Leben daran zu setzen.

In Passy sieht man neben den kleineren Cafés und Schenken große Arbeiter-Restaurants, in denen die Blousenmänner mit ihren Damen Sonntags ihr ganz vollständiges Diner einnehmen, das in seinem Zuschnitt den vornehmern Diners von Paris in derselben Weise nachgemacht ist, in der die imitirten Brillanten mit den ächten zu wetteifern pflegen. Hier herrscht ein fröhliches Getümmel, das aber durch den ernsten Zweck des Essens in gewissen

Schranken erhalten wird, während in den Wein- und Bierschenken, und in gewissen Gartenetablissements, deren es in Passy sehr viele giebt, eine brausende Lustigkeit, die oft die tollsten Wirbel ersteigt, sich ergeht. Die Unterhaltungen der Arbeiter, die eigentlich immer lebhaft und exaltirt sind, und die im Volkscharakter liegende Geschwätzigkeit auf's Aeußerste treiben, reißen nie ab, und es tritt dabei oft auf eine höchst pikante Weise jener dramatisch-theatralische Charakter heraus, der eine allgemeine National-Eigenschaft der Franzosen ist, bei dem gemeinen Mann aber noch viel schärfer und maaßloser ausgeprägt erscheint, als bei den übrigen Ständen. Der französische Arbeiter ist ein geborener Schauspieler, der das entschiedenste Talent dazu besitzt, sich selbst mit Effect vorzutragen und in Scene zu setzen. Seine theatralischen Manieren, verbunden mit einer an's Wunderbare gränzenden Kraft der Mimik, die ein Meisterbild für das Studium des Schauspielers abgeben könnte, lassen ihn als einen Mann erscheinen, der durchaus etwas Ungewöhnliches zu bedeuten strebt, und der sich mit einer unabweislichen Wichtigkeit geltend zu machen sucht. Es ist darum nicht zu verwundern, daß gerade aus dem Arbeiterstande sehr viele der bedeutendsten Schauspieler und Schauspielerinnen, die glänzende Namen auf den französi-

schen Theatern geworden, hervorgegangen sind. Die Theater=Biographie kann darüber die merkwürdigsten Nachweise liefern. So war Achard Arbeiter in einer Spinnerei zu Lyon, Arnal Ladenjunge bei einem Krämer, und zuletzt Knopfmacher, ehe er die Bühne betrat; Bouffé war Gold=Arbeitergesell, und dann Stubenmaler, Debureau Uhrmacher, Dupuis Gold=schläger, Grassot Papiermacher und dann Uhrmacher, Hyacinthe Friseur, Levassor Commis in einem Mode=waarengeschäft, Samson Commis in einem Literatur=Bureau, Vignon Schuhflicker, Poultier Böttchergeselle. Und diese Namen ließen sich gewiß noch durch eine Reihe unzähliger anderer vermehren. Vielleicht ist die Blüthe und das frische und natürliche Wesen, worin sich die französische Schauspielkunst fortdauernd erhält, gerade diesem Umstande beizumessen, daß die Bühne ihre Talente aus dem ursprünglichen Born der Volkskraft schöpft und sich mit Natur=Talenten zu bereichern weiß, die oft nur noch einer künstlichen Glättung und einer bemesseneren Haltung bedürfen, um in die Reihe der ersten darstellenden Talente ein=zutreten. Das deutsche Theater hat gewöhnlich rui=nirte Existenzen aus den gebildeteren Ständen auf=gerafft, die ihre letzte Rettung in der Ausübung der Bühnenkunst suchen und dazu in der Regel schon blasirte Nerven und Gefühle, mit einem Minimum

von Natur und Leidenschaft, mitbringen. Der Arbeiter dagegen, den sein auf Schritt und Tritt aus ihm herausschlagendes Schauspieler-Talent endlich auf die Bühne führt, tritt dadurch in einen erhöhten Lebenskreis, der sein ganzes Dasein aus der niedrigen Sphäre emporhebt. Alle seine Kräfte wachsen und beflügeln sich mit dieser Metamorphose, und kommen der Kunst selbst zu Gute. Außerdem ist der dramatische Fonds, den ein solcher Künstler aus dem Volksleben mitbringt, und der damit verbundene Reichthum an Erfahrung in menschlichen Leiden und Leidenschaften, von so eigenthümlicher und außerordentlicher Art, daß daraus die darstellende Kunst gewiß nur mit Vortheil schöpfen und eine neue Befruchtung gewärtigen kann. Die größte Tragödin der Neuzeit, die Rachel, würde vielleicht nicht diesen höchsten Gipfel der Kunst erstiegen und eine so wunderbare Originalität erlangt haben, wenn sie nicht ihre Jugend als Straßensängerin in den Gassen von Paris zugebracht und in der unmittelbaren Berührung mit dem Volkselend und den Volksleidenschaften die hohe Schule aller Dramatik durchgemacht hätte. Jedenfalls ist die gewaltige und höchst naturwahre Mimik dieser Künstlerin, in der sie unübertroffen dasteht, die Frucht ihres ersten Zusammenlebens mit den arbeitenden

Klassen von Paris, unter denen sich ihr Talent entwickelte.

Der Beruf des französischen Arbeiters zum Schauspieler möchte also unbestreitbar sein. Sein declamatorisches Talent, das zugleich einer eigenen Art von Drolligkeit und Narrheit in seinem Wesen entspricht, setzt sich in jeder Schenke, wo nur zwei oder drei in eine Berührung mit einander gerathen, sogleich mit der glänzendsten Virtuosität in Bewegung. Es wird zwar jetzt in den Arbeiter-Schenken nicht mehr politisirt, aus dem einfachen Grunde, weil unter dem neuen Kaiserreich Niemand mehr öffentlich politisirt, und am allerwenigsten Diejenigen, die noch Politik zu machen im Stande wären. Aber der Arbeiter findet in der ungeheueren Beweglichkeit seines Naturells stets hinlänglichen Stoff, um sich, wo er auch auftreten mag, in der wichtigsten Action zu zeigen. Einmal besitzt er zu all seiner Lebhaftigkeit eine gewisse kindliche Fröhlichkeit, mit der er sich dem Verkehr unter seinen Genossen in der leichtesten, zu jedem Scherz und jeder Neckerei aufgelegten Weise hingiebt, und unvergleichliche Dummheiten und Späße, Lieder und Witze zum Besten giebt, die freilich jeden Augenblick an der Grenzlinie des Erlaubten sich befinden. Dann ist er auch wieder der reizbarste und übellaunigste Gesell von der Welt, bei dem Streitsucht und

Widerstandslust durch ein Wort oder eine Miene rege gemacht werden können, und der nun sogleich in eine Berserkerwuth ohne Grenzen geräth, die sich mit der Tücke eines Elements auszulassen strebt. Mehr oder weniger ist dieser Uebergang aus einer fröhlichen Harmlosigkeit in ein stürmisches und gewaltsames Gebahren der Charakter des Arbeiters in allen Ländern. Das Berliner Hähnchen aber, das erst gutartig wie ein Lamm auftritt und sich dann plötzlich über ein einziges Wort vom Kopf bis zu den Füßen aufborstet, um Alles um sich her niederzuwerfen, behält auch in diesem seinem äußersten, die Stuhlbeine ausziehenden Zorn noch ein komisches Element an sich, das auf die Lachmuskeln wirkt. Der Pariser Drôle hingegen, wenn er aus seiner Narrheit auf den Punkt versetzt wird, wo er Alles um sich her angreifen und zerschlagen möchte, tritt in diesem Augenblick aus der Sphäre der Komik weit heraus, und verwandelt sich in einen wirklichen Mann des Schreckens, dessen diabolischer Zerstörungssucht dann Alles zuzutrauen ist. Häufig endigt aber auch die tumultuarische Scene mit nichts als mit einem dummen Spaß und einem bestialischen Gelächter, und der Aufgeregte erscheint dann als der Narr seines eigenen Scandals, wie es auch bei der übrigen Pariser Bevölkerung so leicht und fast täglich vorkommt.

Es ist möglich, daß die immer mehr sich verbreitende Einführung des Biers auf diesen ungemein heißblütigen und sogleich lichterloh brennenden Charakter des französischen Arbeiters mit der Zeit einen niederschlagenden Einfluß äußern wird. Denn das biertrinkende Volk wird gedämpfter und schwerfälliger in allen seinen Lebensäußerungen, und wenn es auch nicht ruhiger und friedlicher sich durch diesen Genuß stimmt, so verliert es doch daran leicht den Stachel, der es zu übereilten Unternehmungen und zu gefährlichen Abenteuern jeder Art treibt. Napoleon III. hat auch diesen Gedanken bereits ernstlich in Erwägung gezogen und sich schon seit lange damit beschäftigt, auch der Bierbrauerei in Paris einen lebhafteren Schwung zu geben. Der Kaiser berief deßhalb vor einer Zeit den berühmten englischen Bierbrauer Baß nach Paris, um mit dieser Autorität eine Conferenz in dieser Angelegenheit abzuhalten, die auch sehr befriedigend für die von dem Kaiser gehegten Pläne ausgefallen sein soll. Der Kaiser wünscht nämlich die Einrichtung einer großen englischen Bierbrauerei in Paris, von der er sich bessere Wirkungen auf die Bevölkerung zu versprechen scheint, als durch eine größere Ausbreitung des bayerischen Bieres, das zwar in den letzten Jahren bei den Parisern großes Terrain gewonnen hat, aber sich nicht so stark einbürgern zu

wollen scheint, um Wein und Grog in den Arbeiter-Schenken zu verdrängen. Auch sind die Preise des bayerischen Biers, wie auch der Biere von Lyon und Strasbourg, in Paris zu hoch, um den allgemeinen Eingang bei den Arbeitern, wie er dem Kaiser wünschenswerth scheint, zu finden. Eine Brauerei englischen Bieres in der Hauptstadt Frankreichs selbst würde ein weit billigeres und bei seinen spirituöseren Eigenschaften dem französischen Arbeiter bei weitem mehr zusagendes Bier liefern, als demselben bisher geboten werden konnte. Nach der Erklärung des Herrn Baß sollen auch in Paris alle Elemente vorhanden sein, die nothwendig sind, um ein gutes englisches Bier produciren zu können, und der Ausspruch des Herrn Baß ist um so gewichtiger, da derselbe nicht nur großer Bierbrauer, sondern bekanntlich auch englisches Unterhausmitglied ist. Uebrigens ist die Situation günstiger wie je dazu angethan, um das englische Bier mit Erfolg in Paris einzuführen, denn die englisch-französische Allianz, die bei der Pariser Bevölkerung nur immer beliebter geworden zu sein scheint, würde dadurch erst in eine rechte Blüthe ihrer Wahrheit eintreten.

Wenn der Kaiser Napoleon III. sich seine Arbeiter ansieht, die ihm schon so viel zu verdanken haben, so kann er leicht auf die Idee kommen, daß

sie ihm auch noch ein besseres Embonpoint zu verdanken haben möchten, denn die französischen Arbeiter sind fast alle mager, und der Kaiser hat Shakspeare's Julius Cäsar sehr gut gelesen, worin die Magerkeit zum Symptom eines politisch gefährlichen Menschen gestempelt wird. Danach würden die französischen Arbeiter allerdings um Vieles weniger gefährlich sein, wenn sie fetter gemacht werden könnten. Unter den biertrinkenden englischen Arbeitern sieht man bei weitem mehr dicke Bäuche, als in Frankreich bei allen Ständen zusammengenommen vorgefunden werden, was zugleich eine geringere Reizbarkeit in den politischen Fragen in England zuwegegebracht hat. Wenn auch der englische Constitutionalismus sicherlich nie das Ziel der neuen napoleonischen Regierung sein wird, so kann doch ein repräsentativer Volkswillen, der einen runden Bauch angesetzt hat, als etwas Beneidenswerthes auch im kaiserlichen Frankreich erscheinen. Wie es dem Kaiser gelingt, durch den Umbau von Paris allmählig die Physiognomie der französischen Hauptstadt zu verändern und ihr ganz neue, auch das politische Volksleben bedingende Raumverhältnisse zu geben, so kommt es ihm jetzt, wie es scheint, auch auf eine Umstimmung des ganzen französischen Nationalcharakters an, wozu allerdings eine physische Verände-

rung des Volksnaturells erforderlich sein dürfte. Es scheint, daß der Kaiser jetzt von dem englischen Bier einen dahin einschlagenden günstigen Einfluß erwartet. Napoleon III. scheint den Beruf des restaurateur du peuple, wie die Franzosen anfangs ihren König Ludwig XVI. nannten, im eigentlichsten Sinne des Wortes übernehmen zu wollen. Aber Ludwig XVI., obwohl er den besten Willen hatte, mit der Autorität von Gottes Gnaden in die Bahn der Volkssouveraineität einzulenken, verstand das Königthum von Weißbrots Gnaden noch nicht, wie es im neuen napoleonischen Kaiserreich aufgerichtet worden. Napoleon III. hat sich die Restauration des französischen Volkes, die Frankreich schon von seinem unglücklichsten und edelsten König erwartete, in politischer und materieller Hinsicht zugleich angelegen sein lassen, und man wird ihm dabei die umfassendste Berechnung zugleich mit der genauesten Kenntniß der Volksnatur nicht absprechen können. Die Pacification des Pariser Charakters durch breite Straßen und englisches Bier ist ein Gedanke der kaiserlichen Politik, welcher aus der Physiologie des Staats entnommen ist, und wenn er die erwünschten Resultate erzielt, den colossalsten Unternehmungen früherer Jahrhunderte, dem Bau der ägyptischen Pyramiden,

den Wasserleitungen der Römer, und der Austrocknung der pontinischen Sümpfe, gleichkommen würde.

Die Ent-Revolutionirung des französischen Nationalcharakters würde sich diesen großen Wunderwerken aller Zeiten gewiß würdig anschließen, und der Kaiser scheint um so weniger an dem Gelingen dieser Aufgabe zu zweifeln, als das revolutionaire Element keineswegs zur ursprünglichen Anlage des französischen Nationaltemperaments gehört, und, wenn solche Experimente mit einem Volkscharakter überhaupt gelingen können, dasselbe vielleicht doch noch in die militairisch-höfische Natur der Franzosen des Ancien Regime wieder umgesetzt werden könnte. Was das englische Bier anbetrifft, so soll die Herstellung desselben freilich auch noch davon abhängig sein, ob das Seine-Wasser die erforderlichen Eigenschaften besitzt, um dies Bier in bester Beschaffenheit damit produciren zu können. Es sollen dazu jetzt erst die entscheidenden Versuche in London gemacht werden, und das englische Unterhausmitglied Baß hat zu diesem Zweck eine große Anzahl Fässer, mit Seine-Wasser gefüllt, mit sich nach London genommen. Den Parisern ihr Wasser in London zu untersuchen, gehört gewiß mit zu den merkwürdigsten Symptomen der englisch-französischen Allianz, und kann als ein neues Moment der Verbrüderung beider Nationen betrachtet werden.

Man darf aber stets überzeugt sein, daß der Kaiser bei Allem, was er thut, einem zusammenhangsvollen Plan, der in eine noch größere Zukunft seiner Herrschaft einmündet, folgt. Denn etwas Abgerissenes und Vereinzeltes, wozu er nicht die Inspiration aus dem ganzen Machtgedanken seiner Herrschaft empfinge, vermag Napoleon III. gar nicht zu thun. Es ist dies das Geheimniß seines Reichs, daß in demselben Alles nur den einen Zusammenhang hat, der auf die Begründung der napoleonischen Macht sich bezieht. Hinsichtlich der Stellung aber, die er den Arbeitern im Kaiserreich zugedacht, scheint er noch lange nicht bis zum Endziel seiner Pläne vorgerückt zu sein. In seinen Entwürfen für ihr materielles Wohl schlummern Gedanken, die auf eine sociale Organisation des Proletariats hingerichtet sind, und vielleicht nur an dem einen Fehler leiden, daß sie die Verwirklichung des Feenmärchens mitten im modernen Gewaltstaat für möglich halten. Aber der Grundgedanke ist richtig, daß für jede neue Herrschaft auch neue Menschen geschaffen werden müssen.

II.

Die Helena-Medaille und der Napoleon-Cultus.

Die Vertheilung der St. Helena-Medaille, die in Deutschland eine solche Sturmfluth patriotischer Ergüsse, wenn auch nur auf Zeitungspapier und auf einigen lyrischen Leyern hervorgerufen, führt in Paris oft sehr eigenthümliche Scenen herbei, die man nicht ohne Interesse und Rührung mit ansehn kann, und welche in naiver Wahrheit die Wurzeln enthüllen, die der Napoleonismus im französischen Volksleben geschlagen hat.

Das neue Ehrenzeichen, welches der Kaiser Napoleon III. nicht blos als napoleonischen Pulsfühler, sondern auch in einer Art von Vollstreckung des Testaments von Sainte-Helène für die alten Krieger des Kaiserreichs gestiftet hat, wird auf der Kanzlei des Ordens der Ehrenlegion an die in Paris wohnhaften alten Kämpfer ausgetheilt. Zweimal in der Woche,

jeden Montag und Freitag, von zehn bis vier Uhr, findet diese Vertheilung statt, und man erblickt dann immer eine bedeutende Menge alter Soldaten, die sich, oft in den groteskesten Gestalten und meist mit einer gewissen Feierlichkeit in ihrem Wesen, in diesen Stunden hier einfinden, um ihre Ansprüche aufzuweisen und meistentheils sogleich die Medaille selbst in Empfang zu nehmen.

Heute erscheint sogar eine alte Frau von dreiundachtzig Jahren, die, gestützt auf eine Krücke, herangeschlichen kommt, und mit zitternder Hand alte vergilbte Papiere aus einem ledernen Beutel hervorholt, um sie auf die Barre des Bureau zu legen. Aber die Stimme, mit welcher sie jetzt bittet, ihre Papiere prüfen zu wollen, scheint mit jener zitternden Hand des Alters nichts gemein zu haben. Diese Stimme redet im tiefsten Baß, und hat einen fast trotzigen und herausfordernden Ausdruck, indem sie ihrer Bitte mit vielem Selbstgefühl noch die Bemerkung hinzufügt: man werde sehen, daß sie sich auch für die Medaille von Sainte-Helène eigne und dieselbe zu empfangen würdig sei!

Das Publikum, welches in dem nicht allzu geräumigen Zimmer versammelt ist, geräth in eine sichtliche Bewegung. Nicht der Umstand, daß es eine Frau ist, welche als Mitbewerberin um das Ehren-

zeichen der alten napoleonischen Krieger in die Schranken tritt, scheint dies Staunen und Lauschen auf allen Gesichtern hervorgerufen zu haben, denn man weiß, daß es in der Heeressäule des großen Napoleon auch an Soldaten dieser Art nicht gefehlt hat, welche hinter der Uniform einen weiblichen Busen mit einem mannhaften Herzen verbargen, und bei mancher Affaire Wunden und Thaten aufzuzeigen hatten. Aber die Persönlichkeit der alten Frau hat offenbar einen außerordentlichen Eindruck hervorgebracht. Ihre große, unheimlich in sich zusammengekauerte Gestalt, die sich nur mühsam noch aufrecht erhalten zu können scheint, und doch so energische Anstrengungen macht, um sich fest und militairisch darzustellen, läßt Jeden mit einer Art von Bewunderung zu sich heraufblicken. Wenn man aber ihr schwarzgelbes, sonnenverbranntes Gesicht, die schwarzfunkelnden, stechenden Augen und die breiten Narben auf ihrer braunen Stirn betrachtete, kam man auf den Gedanken, eine Sibylle des alten Kaiserreichs sei in ihr erschienen, um die Staatsweisheit des Imperialismus zu künden und über der Testaments-Vollstreckung des großen Kaisers, um die es sich bald in immer ausgedehnterem Maaße handeln wird, zu wachen.

Die Beamten des Ordens-Bureaus benahmen sich auch ungemein zuvorkommend gegen die alte impe-

rialistische Sibylle. Ein Commis desselben nimmt freundlich den Arm der alten Frau und geleitet sie zu einem Stuhl, auf den er sie sorglich an seiner Hand niederläßt. Dann werden ihre Papiere geöffnet und vom Bureau her mit lauter Stimme die darin enthaltenen Berechtigungen vorgelesen.

Sie heißt Therese Figueur, genannt Sans-Gêne, ist 1774 zu Talmy geboren, am 7. October 1791, also in ihrem siebzehnten Lebensjahre, in das 15. Dragoner-Regiment eingetreten, und unter dem Kaiser wegen ihrer Wunden, die sie in mehreren Schlachten empfangen, in den Ruhestand versetzt worden.

Therese Figueur hatte zu diesem Bericht über ihre Person beistimmend mit dem Kopfe genickt und alle Angaben desselben dadurch noch besonders bekräftigt. Aus ihrem Nachsinnen wurde sie aber jetzt durch die Stimme des Vorsitzenden der Commission erweckt, der ihr zurief: Therese Figueur, Sie empfangen die Medaille!

Bei diesen Worten erhob sich die Frau wie mit einer elektrischen Geschwindigkeit. Sie sprang von ihrem Stuhl empor und nahm, ihre lange Gestalt gerade in die Höhe richtend, eine ganz regelrechte militairische Haltung an. Dann schritt sie mit einer Handbewegung, als wenn sie ihre Waffen trüge, einige Schritte vorwärts. Man heftete ihr jetzt die Helena-

Medaille vorn an ihrem Kleide an, was sie mit den ausdrucksvollsten Gebärden des Stolzes geschehen ließ. Dann zog sie sich mit einem militairischen Gruß zurück und ließ, indem sie feierlich das Zimmer durchschritt, ihre befriedigten Blicke auf den Gesichtern der Zuschauer ruhen. Therese Figueur war in diesem Augenblick vielleicht nicht von einiger Koketterie freizusprechen und man merkte ihr an, daß sie ihren herrlichen Beinamen Sans-Gêne, der ohne Zweifel auf ihr weites kameradschaftliches Herz hindeutete, einst in ebenso interessanten Gefechten der Liebe davongetragen haben mag, als sie die Narben auf ihrer schönen Stirn ewig denkwürdigen Schlachten ihres Kaisers verdankte. Als sie aber jetzt an der Thür angelangt ist, dreht sie sich noch einmal um, und ruft mit einem energischen Schrei: vive l'Empereur! aus. Es versteht sich, daß alle Anwesenden, die fast sämmtlich aus Bewerbern um die Helena-Medaille bestanden, enthusiastisch in diesen Ruf einstimmten. —

Jetzt kommt Monsieur Myon heran, ein alter Tänzer von 84 Jahren, der aber seit länger als 25 Jahren Pensionair des bei dem Dorfe Gentilly nahe bei Paris gelegenen Hospiz Bicêtre ist. Er ist ein kleiner, vertrockneter, uralt aussehender Mann, den aber die lebhaftesten Manieren auszeichnen. Beim Aufruf seines Namens, denn er scheint sich schon frü-

her gemeldet zu haben, schreit er mit einer wahren Zeterstimme: Monsieur Myon? Ja, das bin ich, Ihnen zu dienen, und der ganzen Gesellschaft zu dienen. Ich bin, wie Ihr mich hier seht, ein ehemaliger Artist der großen Oper. Ich habe ja den großen Vestris noch gekannt!

Es ist wohl lange her, daß Ihr nicht mehr gesprungen habt? sagte einer der Beamten der Commission zu ihm, mit der wohlwollenden Gemüthlichkeit, die auf diesem Bureau zu herrschen schien.

Erlauben Sie, erlauben Sie, mein Herr — und ohne die Antwort abzuwarten, hat sich der kleine Myon schon mit einer pfeilartig fortschießenden Bewegung Platz gemacht, indem er mit so viel Höflichkeit als möglich die ihn zunächst Umgebenden zur Seite schiebt. Nun beginnt er mit den Händen den Takt zu schlagen, und eine zwar altmodische, aber doch höchst anmuthige Melodie trällernd, fängt er an die graciösesten Pas und Tanztouren auszuführen. Er geräth damit so in den Zug, und schlägt mit solchem Feuer seine Entrechats, daß er gar nicht wieder aufhören zu können scheint. Der kleine alte Mann tanzt, wie von einem Tarantelstich getroffen, unaufhörlich und immerzu, und es scheint ihm selbst unmöglich, wieder inne zu halten und zur Ruhe zu kommen. Die Grazien seiner Jugend scheinen als

Furien wieder erwacht zu sein und jagen ihn in einem endlosen Kreislauf auf und nieder. Die Garçons des Bureau müssen sich endlich mit Gewalt ins Mittel legen, um ihn wieder fest auf seine Beine zu stellen, aber Myon ist außer Athem und zittert und bebt an allen seinen Gliedern. Man muß ihn eine Zeitlang festhalten, um ihn nicht umsinken zu sehen. Jetzt aber wird ihm die Helena-Medaille umgehangen, denn Monsieur Myon war seiner Zeit nicht nur ein großer Tänzer, sondern auch ein wackerer Krieger, und er hat in den Armeen der Republik und des Kaiserreichs gedient. Der Anblick dieses Schmuckes auf seiner Brust giebt dem napoleonischen Veteranen seine ganze Besinnung wieder, und nach einem ernsten Gruß gegen die Versammlung, entfernt er sich mit stolzen Schritten. —

Ich hatte früher die Medaille von Sainte-Hélène noch nicht gesehen, und da ich allerdings hoffen mußte, sie nicht so leicht auf einer deutschen Brust in Augenschein nehmen zu können, so machte ich von der mir werdenden Erlaubniß Gebrauch, sie an der Brust eines französischen Veteranen näher zu betrachten. Die Medaille ist aus dunkelfarbiger Bronce ziemlich geschmackvoll hergestellt, und zeigt auf ihrer Vorderseite das Brustbild Napoleon's I. mit der Umschrift: „Napoleon I., Empereur;“ auf der Rückseite befindet

sich in der Mitte die Inschrift: „A ses compagnons de gloire sa dernière pensée St. Hélène 5. Mai 1821“; die Umschrift lautet: „Campagnes de 1792 à 1815.“ Die Medaille selbst ist mit einem Lorbeerkranz eingefaßt und hat oberhalb eine Krone, in deren Kugel ein Ring durchgeht, der das roth- und grüngestreifte Band, an welchem die Medaille getragen wird, befestigt.

Dies ist das kleine napoleonische Erinnerungsnipp, durch welches der Kaiser für alle Diejenigen, die einst unter den Fahnen des großen Napoleon gestanden und jetzt in allen Theilen von Europa zerstreut sind, ein gemeinsames Kennzeichen und gewissermaßen ein geistiges Band ihrer Zusammengehörigkeit hat stiften wollen. Der Moniteur de l'Armée schlägt die Zahl der alten Krieger des Kaiserreichs, welche sowohl in Frankreich als auch in den übrigen Ländern Europas noch leben, auf mehr als 300,000 an, woraus hervorgehen würde, daß das neue napoleonische Symbol, welches der Kaiser ausgeworfen, in eine bedeutende Menge nationaler und gesellschäftlicher Beziehungen hineintreffen wird und dazu bestimmt ist, dieselben in dem Netz des napoleonischen Namens von Neuem zusammenzufassen.

Zu den Staaten, welche Contingente zu den Armeen des Kaiserreichs stellen mußten, gehörten Bel-

gien und das linke Rheinufer mit neun Departements, das Land zwischen Maas und Rhein, und zwischen Rhein und Mosel mit vier Departements, Savoyen und Piemont mit acht Departements, die ligurische Republik, Toskana, Parma und der Kirchenstaat zusammen mit neun Departements, das Königreich Westphalen mit vier Departements, und das Königreich Holland, welches allein neun Departements bildete. Rechnet man dazu noch das Simplon-Departement, so betrug die Gesammtzahl der außerhalb Frankreichs gelegenen Departements vierundvierzig, welche sämmtlich ihre regelmäßigen Contingente stellten. Auch die illyrischen Provinzen, wo Marschall Marmont Gouverneur war, lieferten die sechs kroatischen Regimenter und das Regiment von Illyrien. Die Schweiz hatte fast beständig 18000 Mann unter den kaiserlichen Fahnen, und Polen stellte seine gewaltigen Legionen und seine vortreffliche leichte Reiterei, die so oft von ausgezeichneter Wirkung in den napoleonischen Schlachten war. Verschiedene Staaten Deutschlands stellten die germanische Legion, das Bataillon von Westphalen, die hannoverische Legion, die hessischen Regimenter, die Regimenter der Fürsten von Latour d'Auvergne und von Isenburg, so wie das Infanterie-Regiment von Preußen. Diese drei letzten Regimenter bestanden hauptsächlich aus Ungarn, Böh-

men, Preußen, Schweden, Russen, Oesterreichern, Sachsen, Bayern, Dänen, die fast sämmtlich Kriegsgefangene waren und sich freiwillig in den Kriegsdienst Napoleon's hatten engagiren lassen. Die portugiesische Legion, das spanische Regiment Joseph Napoleon, das irländische Regiment vermehrten noch die Zahl dieser Truppen, die eine bunte Musterkarte nationaler und sprachlicher Verschiedenheiten lieferten. Endlich figurirten noch Malteser, Türken, Griechen, Kopten, Syrier in den Halbbrigaden der ägyptischen Armee, unter den Garde-Mamelucken und den schwarzen Pionnieren. Dazu kommt noch, daß die Truppen des Rheinbundes gleichfalls sehr häufig in der Armee des Kaisers Napoleon fechten und den Siegeszügen des Eroberers und Triumphators durch alle Welt folgen mußten.*)

Es haben mithin Männer aus 35 verschiedenen Nationen auf diese Helena-Medaille Anspruch, und es ist darum nicht abzusehen, warum sie vorzugsweise als eine gegen Deutschland gemünzte in Anschlag gebracht werden sollte? Es konnte zwar auffallen, die französischen Blätter mit einem gewissen Pomp berichten zu sehen, daß gerade aus Deutschland sich Tausende von Veteranen durch die französischen Ge-

*) Diese Angaben sind nach dem Moniteur de l'Armée zusammengestellt.

sandtschaften als Bewerber um diese Medaille gemeldet hätten. Denn es schien in diesen Berichten eine Art von geflissentlicher Uebertreibung zu liegen, der durch die Stimmung, mit welcher die Helena-Decoration in Deutschland aufgenommen worden ist, durchaus nicht entsprochen wurde. Unseres Erachtens gehört die Stiftung dieses militairischen Erinnerungszeichens keineswegs einer politischen und auf das Ausland abzielenden Berechnung des gegenwärtigen Kaisers der Franzosen an. Diese macchiavellistische Intrigue vermittelst einer Bronce-Medaille, die siebzig- und achtzigjährigen Veteranen an die Brust geheftet werden soll, wäre in der That ein zu kleinliches und unsicheres Manöver für einen Geist wie Napoleon III., der, seitdem er den Kaiserthron bestiegen, sein Gebäude nicht mehr in der Luft oder aus zerbrechlichem Material aufzuführen pflegt und, wenn man ihm auch alles Andere absprechen will, doch stets für einen Meister in der politischen Operation zu halten sein wird.

Die Helena-Medaille schien allerdings mit dem Kriegslager bei Châlons und mit dem Project der Rheinbrücke bei Straßburg auf eine ziemlich tendenziöse Weise zusammenzufallen und in diesem Ensemble den Moment vorbereiten zu sollen, in welchem Deutschland zur Erfüllung des napoleonischen Pro-

gramms an die Reihe kommen wird. Aber wenn Napoleon III. wirklich, was noch keinesweges feststeht und sich durch seine bisherige auswärtige Politik in keiner Weise bewahrheitet hat, nur durch die Schablone der Politik des Oheims arbeiten wollte, so würde er doch gewiß seine Verwickelung mit Deutschland nicht dadurch herbeizuführen suchen, daß er das Nationalgefühl der Deutschen durch eine solche Bagatelle zu kränken und zu provociren anfinge.

Der Besitz der Helena=Medaille kann keine große Verlockung für die noch übrig gebliebenen deutschen Krieger sein, welche in den Heeren Napoleon's nicht blos widerwillige Instrumente seiner Siege, sondern auch Zeugen seiner Vernichtung und seines Unterganges waren. In vielen derselben mag wohl nur die Erinnerung lebendig geblieben sein, daß sie einst an der Seite des größten Kriegers der modernen Zeit welterschütternde Thaten vollbringen halfen, und diese Reminiscenzen wird man den alten verwitterten Häuptern nicht übel deuten können. Da aber die Helena=Medaille Niemanden aufgedrungen wird und auch durchaus keine eigentlichen Vortheile darbietet, welche die menschliche Schwäche zur Erwerbung einer solchen Decoration bestimmen könnten, so wird für Deutschland sehr leicht zur Tagesordnung darüber hinwegzugehen sein. Die Helena=Medaille ist viel=

mehr eine Abfindung für die Geldvortheile, welche Napoleon I. in dem Testament von Longwood für seine sämmtlichen Waffengefährten ausdrücklich ausgesetzt hatte. Denn der Kaiser vermachte im dritten Abschnitt dieses Testaments die Hälfte seines Privatvermögens (dessen Gesammtheit er auf 200 Millionen Francs berechnete) den aus den französischen Armeen übrig gebliebenen Offizieren und Soldaten, welche in den Jahren 1792 bis 1815 für den Ruhm und die Unabhängigkeit der Nation gekämpft. Die Vertheilung dieser Gelder sollte nach Maaßgabe des Gehalts geschehen, welches jeder Krieger während seiner Activität im Heere bezogen.*) Das Privatvermögen Napoleon's scheint jedoch eine ausgiebige Benutzung der Art, wie sie in seinem Testament angeordnet worden, in keiner Weise möglich gemacht zu haben. Es war Alles größtentheils schon von ihm selbst ver-

*) Wie sehr die Helena-Medaille als Abschlagszahlung der im Testament von St. Helena ausgesetzten Summen betrachtet wird, geht auch aus der Form hervor, in welcher die Medaille Denjenigen, welche sie bekommen, zugefertigt wird. In einem durch die Zeitungen bekannt gewordenen Schreiben des französischen Gesandten in München, Baron von Meneval, an den pensionirten Hauptmann Achilles in Nürnberg (der erste Deutsche, welcher sich um die St. Helena-Medaille beworben) heißt es: „Im Auftrage des Kaisers Napoleon's III. übersende ich Ihnen das fromme Andenken, welches der kaiserliche Onkel (sic) seinen alten Ruhmesgenossen geweiht hat.“

ausgabt gewesen oder in andere Hände übergegangen, aus denen es nicht mehr für die von dem Kaiser festgesetzten Zwecke zu verwenden war. Es scheinen zu diesem Vermögen sowohl die vierzehnjährigen Ersparnisse seiner Civilliste gehört zu haben, die er im Testament, unter Berufung auf sein gutes Gedächtniß, auf 12 Millionen Francs jährlich angab, als auch die Möbel seiner Paläste, ferner seine Schlösser in Rom, Florenz und Turin, die er, mit allen in ihnen befindlichen Möbeln, aus den Zinsen der Civillisten-Gelder ankaufen ließ, wie auch die von dem Kaiser als Eigenthum besessenen Häuser im Königreich Italien, deren Werth er mit allem darin vorhandenen Silber, Schmucksachen, Möbeln und Equipagen auf sein Privatvermögen, das er sich durch kein französisches Gesetz abgesprochen sah, angerechnet haben wollte.

Wenn diese Geldmittel noch in irgend einer Art flüssig zu machen gewesen wären, so würde Napoleon III. schwerlich so lange gezögert haben, dies baare Vermächtniß ihres Kaisers an die französische Armee zu bringen. Aber es scheint, daß jener testamentlichen Bestimmung, welche jetzt den Aufwand von 100 Millionen Francs erfordert haben würde, nicht mehr zu genügen war, und daß darum die Stiftung der Helena-Medaille als ein bei weitem billigeres

Auskunftsmittel vorgezogen wurde.*) Die Sache soll aber in Frankreich so feierlich als möglich genommen werden, und zweihundert Mitglieder der „Gesellschaft der alten Soldaten des Kaiserreichs" haben neulich im Industrie-Palaste ein großes Bankett zu Ehren der St. Helena-Medaille gegeben, wobei die möglichsten Anläufe genommen wurden, um der Decoration einen volksthümlichen und nationalen Schwung zu verleihen. Es fehlt dabei nicht an dem großen und rührenden Hintergrund, denn die letzten Gegenstände der Liebe, mit denen sich Napoleon auf seinem Todbette beschäftigte, waren seine Waffengefährten und die Armee, an deren Spitze er die Welt in ihren Achsen zu drehen begann. Die Worte: „tête .... armée" waren bekanntlich die eigentlich letzten Laute, welche den Lippen des sterbenden Kaisers im Delirium des Todes entflossen.**) Er faßte in diesen beiden letzten Worten das Symbol der napoleonischen Herrschaft für ihre Vergangenheit wie für ihre Zukunft zusammen. Er selbst war das Haupt und die Armee,

---

*) „Je lègue mon domaine privé, moitié aux officiers et soldats, qui restent des armées françaises, qui ont combattu depuis 1792 jusqu'à 1815, pour la gloire et l'indépendance de la nation. La répartition en sera faite au prorata des appointements d'activité.

**) Las Cases Mémorial de Ste. Hélène.

und in diesen Begriffen sollten Staat und Gesellschaft aufgehen. Aber dieser Imperialismus war eine Tragödie, die nur mit dem Untergang ihres Helden endigen konnte, der, auf sich selbst zurückgeworfen, zuletzt in dieser einsamen Machtlosigkeit zerschellen mußte. Aber der Ausgang dieser Tragödie hat nicht davon abgeschreckt, die Imperialisirung der ganzen Gesellschaft von Neuem zu unternehmen. Die alten Veteranen, welche, jetzt mit der Helena-Medaille geziert, in den Bogengängen des Invaliden-Hôtels umherhumpeln, und das Tombeau des großen Napoleon bewachen, scheinen in den Augen der Bonapartisten nur die Schmetterlinge des ewigen napoleonischen Frühlings zu sein, der die Kaisergruft umblüht und in der sogenannten napoleonischen Idee einst die Zukunft aller Völker überwachsen und beherrschen wird.

Die Helena-Medaille, die wahrscheinlich auch darum ihren Namen erhalten, weil sie die Bestimmungen des Helena-Testamentes wenn auch nicht durch Geld, doch durch Bronce erfüllen soll, betrat den Schauplatz in einem Augenblick, wo sie mit der ihr auf allen Straßen von Paris begegnenden Krim-Medaille sich Auge in Auge spiegeln konnte. Der Ruhm der Vergangenheit wetteifert darin mit dem Ruhm der Gegenwart, und das Kaiser- und Soldatenglück scheint in seinem vollsten Gepränge zu strah-

len. Beide Medaillen, welche Napoleon III. gestiftet hat, sind das Zeichen, daß die Armee Frankreichs von Neuem ihre Taufe auf den napoleonischen Namen empfangen und angenommen hat, denn die Gloire, dies sich ewig selbst wiederkäuende Ungeheuer, in welchem die französische Armee ihren Gott anbetet, hatte schon einige bedeutende Erschütterungen zu erleiden angefangen. Die Krim-Medaille beweist der Helena-Medaille in's Angesicht, daß es Napoleon III. gelungen ist, den schon verbleichen wollenden Kriegsruhm der französischen Armee wieder herzustellen, und die Helena-Medaille reibt es wiederum der Krim-Medaille unter die Nase, daß der Ruhm und die Kraft der Armee auf diesen alten napoleonischen Säulen steht, auf denen sie begründet wurde und durch welche sie ihre Herrlichkeit und ihre Dauer für alle Zeiten empfangen haben will. So scheinen Onkel und Neffe jetzt in der That in einem liebenswürdigen Wettstreit begriffen, wer am meisten für die Gloire der französischen Armee und Nation (denn Beides wird wieder Eines und Dasselbe werden müssen) gethan.

Der Napoleonismus als System kann aber nicht großartiger aufgefaßt und zur Ausrundung gebracht werden, als es durch den Kaiser Napoleon III. geschieht, der es offenbar für eine seiner wichtigsten Regierungs-Arbeiten ansieht, den Napoleon-Cultus

mehr und mehr zum Mittelpunkt aller National-Interessen zu machen, und, neben der noch immer sehr räthselhaft gebliebenen napoleonischen Idee, zugleich mit allen napoleonischen Erinnerungen und Reliquien auch in das sociale Leben der Franzosen immer tiefer einzudringen. Der Kaiser entwickelt darin eine planmäßige Energie und Geschäftigkeit, die, im Hinblick auf seine übrigen unabläßigen Arbeiten und Vorbereitungen, in das größte Erstaunen setzen muß. Bald wird ganz Frankreich mit napoleonischen Monumenten und Denkmälern, Jahres- und Erinnerungstagen bedeckt sein, um die Franzosen auf jedem Schritt und Tritt daran zu gemahnen, daß sie von der napoleonischen Familie vollständig durchwachsen sind, und keinen Strich Erde mehr haben, in den sich nicht die napoleonische Kaiser-Dynastie mit ihrem Namen und ihren Symbolen tief eingeschnitten hätte. —

Unter den napoleonischen Denkmälern und Stiftungen, mit denen Napoleon III. beschäftigt ist, nimmt das schöne und so eben vollendete Monument, welches der Kaiser in der alten Kirche von Rueil seiner Mutter, der Königin Hortense, hat errichten lassen, eine der ersten Stellen ein. Die künstlerische Ausführung ist von Barre, der ein einfaches, aber ungemein ansprechendes und empfindungsvolles Werk geschaffen hat. Diese, durch ein bemerkenswerthes,

altes Portal ausgezeichnete Kirche, welche die Grabmäler Josephinens und ihrer Tochter Hortense umschließt, wurde einst von dem Cardinal Richelieu, dem das Schloß von Rueil gehörte, wiederhergestellt. Jetzt aber hat das alte interessante Gebäude auf Kosten der Civilliste eine neue und umfassende Restauration empfangen, welche durch die Architekten Lacroix und Maguin mit vielem Geschmack und im Geiste des ursprünglichen Baustils vollzogen worden ist. Das neue Denkmal, welches der Kaiser seiner Mutter geweiht hat, stellt die unglückliche Königin in weißem Marmor auf ihren Knieen liegend dar mit dem Ausdruck sinniger und frommer Hingebung, der ein wesentlicher Charakterzug ihres Lebens war. Diesem Monument gegenüber ist das Grabmal der Kaiserin Josephine, das von Cartellier ausgeführt ist und auf dem man die schöne Kaiserin in knieender Stellung, mit einem Gebetbuch in der Hand, erblickt. Ihre Kinder Eugène und Hortense haben ihr, wie die einfache wortkarge Inschrift besagt, im Jahre 1825 dies Monument errichten lassen. Die Kirche von Rueil ist durch diese rührenden und vielbedeutsamen Gräber ein Haupttempel des napoleonischen Dienstes geworden. Einige Minuten vom Schlosse Malmaison gelegen, wo Josephine ihren letzten Lieblingsaufenthalt in stiller, erinnerungsvoller Einsam-

keit fand, war diese Kirche der Zufluchtsort für ein verstoßenes, auf die bittersten Schmerzen der Entsagung angewiesenes Herz geworden. Der Kaiser hat jetzt eine jährlich wiederkehrende Todtenmesse zur Erinnerung an die Kaiserin Josephine und die Königin Hortense angeordnet, die am 6. Oktober 1857 zum Erstenmal in Rueil abgehalten wurde. Da Rueil so nahe bei Paris liegt, hatte sich ein ziemlich ansehnliches Publikum zu dieser Ceremonie eingefunden, der auch viele alte Diener Napoleon's I. und Josephinens und eine alte, noch am Leben gebliebene Ehrendame der Königin Hortense beiwohnten. Solche alte Diener werden als napoleonische Staffage bald im Preise steigen, und sie trugen in der That dazu bei, in die Rührung der Scene ein drastisches Element der Wirklichkeit hinein zu verlegen.

Auf der Insel Martinique läßt der Kaiser in diesem Augenblick eine Statue der Kaiserin Josephine errichten. Andere napoleonische Monumente, zu denen schon die verschiedensten Entwürfe vorliegen sollen, werden nicht ausbleiben, um dem Napoleon-Cultus wo möglich auf allen Punkten der bewohnten Erde einen Ausdruck zu geben. Der Kaiser ist in diesen Dingen liebenswürdiger Fanatiker und politischer Rechenmeister zugleich, und genießt dabei den Vortheil, das, was ihm gewiß zunächst Sache des Her-

zens ist, gleichzeitig als eine wirksame Maschinerie zur Förderung und Verschlingung seiner Machtinteressen gebrauchen zu können.

Aber nicht nur in Marmor und Erz sucht der Kaiser alle Züge des napoleonischen Namens zu sammeln und festzuhalten. Er ist auch unaufhörlich bemüht, ihn im socialen Leben Frankreichs von Neuem zur Geltung zu bringen und ihn als den Ausgang alles Heils für das Ganze wie für jeden Einzelnen zu stempeln. Dem Kaiser kommt dabei in der Ausbeutung der napoleonischen Erinnerungen ein Gedächtniß zu Hülfe, das die bewundernswürdigste Elastizität für alle Persönlichkeiten aus der Geschichte Napoleons besitzt. So befand sich Napoleon III. neulich in Luneville, wo ihm zu Ehren ein Carrousel geritten wurde, welches ein junger Offizier, der Capitain Dulac, mit großer Geschicklichkeit commandirte. Nach Beendigung des Carrousels sah sich dieser Offizier zum Kaiser gerufen, von dem er sich nur einer einfachen Belobigung gewärtigte. Der Kaiser aber wendete sich ihm mit einer besonders ausdrucksvollen Freundlichkeit zu, und eröffnete ihm, wie er sich sehr wohl daran erinnere, daß es sein Vater, der Oberst Dulac, gewesen, der durch seinen persönlichen Muth und seine außerordentliche Tapferkeit dazu beigetragen habe, den Kaiser Napoleon I. auf dem Rückzuge aus

Rußland, als der Kaiser eben Gefahr lief zum Gefangenen gemacht zu werden, aus den Händen seiner Verfolger zu befreien. Der Oberst Dulac war seitdem ohne Hinterlassung eines Vermögens gestorben und hatte, wie Louis Napoleon ganz genau zu wissen schien, mehrere Kinder, und darunter namentlich eine Tochter, zurückgelassen, die einer Aussteuer bedurfte. Der Kaiser bot dem überraschten Capitain jetzt eine Mitgift von 20,000 Francs für seine junge Schwester dar, welche auf die kaiserliche Chatoulle angewiesen werden sollten. Ob diese Scene vorbereitet war oder ob dem Kaiser diese Intention erst in dem Augenblick entsprang, wo er den diesen Namen tragenden Offizier vor sich erblickte, wird unentschieden bleiben müssen. Jedenfalls ist dadurch die imperialistische Dramatik um einen neuen rührenden Zug reicher geworden*).

Nicht minder sucht der Kaiser als napoleonischer Reliquiensammler seine Mission auszurunden, wie das von ihm begründete Napoleons-Museum im Louvre auf eine sehr interessante Weise zeigt. Dies Napoleons-Museum, auch der Kaiser-Saal genannt, bildet eine Abtheilung der erst seit dem Jahre 1855 eröff-

---

*) Das bonapartistische officielle Organ: La Patrie vom 9. October erzählte diese Geschichte mit genauen Details.

neten Galerie des Louvre, welche unter dem Namen der Salle des Souverains eine Anzahl von Reliquien der Könige Frankreichs, von Chilprich und Dagobert an bis auf Napoleon I. umfaßt. Auch hier fällt vor Allem das Bestreben in die Augen, die Kleinodien des Napoleonismus unmittelbar an die der früheren Herrscher-Dynastien Frankreichs anzuknüpfen und dadurch gewissermaßen die legitime Reihe der französischen Souveraine als eine ununterbrochene darzustellen.

Das Museum der Souveraine zuerst durchschreitend, und diese prachtvolle Polterkammer mit allen ihren historischen Namen und Beziehungen musternd und würdigend, glaubt man sich auf einer Industrie-Ausstellung der königlichen Würden zu befinden, die ein höchst buntscheckiger und so vielen glänzenden Trödel darbietender Pendant zu den ernsten marmorenen Königsgräbern von St. Denis zu sein scheint. Der Sessel Dagobert's, auf dem es sich ungemein hart gesessen haben muß, und die eiserne Krone Hunald's, zu deren einziger Verzierung noch einige krummgebogene Nägel ausreichten, führen uns eine sehr gute und praktische Zeit des Königthums vor Augen, wo der Herrschafts-Apparat noch sehr gering war und wenig kostete, und Stein und Eisen das genügende Material waren, um eine Regierung zu stützen. Je

mehr die kostbaren und künstlichen Industrie-Stoffe in den Apparat des Königthums eintreten, desto schwieriger und für den Träger der Krone gefährlicher ist die Herrschaft geworden. Zwischen der furchtbar einfachen Eisen-Krone Hunald's und dem prachtvollen, reichgeschmückten Degen und Krönungssattel Ludwigs XVI. liegt eine lange bluttriefende Geschichte von Leiden und Verbrechen, die mit dem goldenen Prunkaufwand des Königthums sich steigerten und ihr vollgewordenes Maaß in dem Blute des unglücklichsten Königs ausschütteten. Daneben sieht man freilich auch den Schraubstock stehn, dessen sich der arme Ludwig XVI., den es in seiner ächten Volksgesinnung zugleich trieb, der Mann der Arbeit zu sein, in seinen dem Schmieden und Ciseliren geweihten Nebenstunden einst bedient hatte. In dem Schlosse zu Fontainebleau wird noch in dem in seinem alten Zustande verbliebenen Zimmer der Königin Marie Antoinette an dem einen der Fenster eine Fensterstange gezeigt, welche Ludwig XVI. selbst geschmiedet und äußerst sauber ciselirt hat. Diese Fensterstange ist von blauem Stahl mit geschmackvoller Vergoldung, und macht im Gedanken an ihren Urheber einen wunderbaren Eindruck. Dieser König hatte offenbar das größte Talent dazu, ein geschickter und ehrlicher Handwerker zu sein, und der königliche

Schraubstock, den das Louvre in seinem Museum der Könige aufbewahrt, ist keineswegs bloß eine Nippsache gewesen, sondern er verräth den starken Gebrauch, der von ihm gemacht worden. Nicht weit davon erblickt man einen Schuh seiner Gemahlin, der schönen Marie Antoinette, von schwarzem Seidenzeug, vorn spitz zugehend und mit hohen Hacken, nicht allzu klein. Es könnte danach scheinen, als wenn die außerordentliche Schönheit der Formen, welche Marie Antoinette besaß, nicht gleicherweise sich auch auf den Fuß der Königin erstreckt hätte. Aber dieser einzelne Schuh, zu dem der andere zugehörige wie auf der Flucht oder im Drang einer stürmischen Situation verloren worden, weckt schauerliche und höchst finstere Empfindungen in dem Betrachter. Er erinnert an die tumultuarische Aufhebung einer ganzen Existenz, die früher in diesem Schuh einherschritt. Der Schuh ist in dieser seiner wehmuthsvollen Vereinzelung eine Relique des zerfallenen und geopferten Königthums, wie es kaum eine andere von so rührender Gewalt geben kann. Nach einer Reliquie Louis Philipp's sieht man sich vergebens in diesem Museum der französischen Könige um. Wenn zu dem Schuh Marie Antoinette's noch der Regenschirm Louis Philipp's, mit welchem der Bürgerkönig bei Nacht und Nebel im Jahre 1848 aus dem Tuilerieen-Schlosse entfloh, hinzugefügt würde

so wäre es wahrlich schwer, es in diesem Saal der Souveraine vor Wehmuth auszuhalten, denn die erschütterndsten Symbole der französischen Herrschergeschichte wären dann darin aufgehäuft!

Aber das Museum bricht bei diesem vereinzelten tragischen Schuh der Königin, als dem letzten Zeichen der alten Legitimität, plötzlich ab, und man begiebt sich nun in den napoleonischen Kaiser-Saal, in welchem Napoleon III. diese wunderbare Sammlung von Gegenständen, die meist dem großen Napoleon gehörten und zum Theil in den wichtigsten Momenten seines Lebens von ihm benutzt oder getragen worden, ausgestellt hat. Man merkt es hier sogleich beim ersten Umblick, daß sich eine ganz andere Welt der Herrschaft eröffnet hat, in der die alte Legitimität, die in dem andern Saal bis zu Ende gekommen, auf einer sehr veränderten Grundlage wieder aufgenommen wurde. Die neue Legitimität des Säbels umgiebt uns hier mit ihren glänzendsten und anspruchsvollsten Triumphzeichen. Zuerst empfangen uns die prachtvollen orientalischen Sättel, deren sich Napoleon in dem ägyptischen Feldzug bediente und die von Gold und Purpur strahlen. Man sieht den jungen Helden auf diesen Sätteln in die Schlachten reiten, in deren ungeheuern Entscheidungen er zuerst die Glorie des Weltruhms an seine Schläfen fesselt. Neben dieser

Pracht des Kriegers steht aber auch ein sehr schlechtes Feldbett und ein einfacher Feld-Schreibtisch, die zugleich den Krieger zeigen, der in seiner Herrlichkeit als Feldherr nicht minder jede harte Entbehrung des gemeinen Soldaten sich aufzuerlegen weiß. Dann erblickt man die ganze welthistorische Garderobe, welche die verschiedenen großen Epochen Napoleons I. vor unsere Augen führt. Die Uniform, welche Napoleon als erster Consul getragen, hängt neben der prachtvollen Tunica von weißem Atlas und reichen Goldbesätzen, die der Kaiser öfter zu tragen pflegte, und neben der Krone Karls des Großen, der Krone der Universal-Monarchie, die Napoleon I., als er die Weihe des Imperators empfing, auf sein Haupt gesetzt hatte. Ein Purpurmantel, mit den prachtvollsten Goldstickereien und dem großen Kaiser-Stern geschmückt, gehört, nebst mehreren anderen umherhängenden Gala-Uniformen, der imperatorischen Herrlichkeit an. Ein Hut, welchen Napoleon in der Campagne von 1814 getragen, blickt uns schon etwas windschief an, und macht den Uebergang zu dem schwarzen unheimlichen Hut, der nicht weit davon hängt, und den, nach dem dabei befindlichen Etiquette, Napoleon bei seiner Ankunft auf St. Helena auf dem Kopfe hatte. Dieser Hut ist schwarz und etwas größer, als die gewöhnlichen Napoleonshüte, wodurch er eine unglückliche

Form zu haben scheint, welche eigenthümlich auf die Empfindung zurückwirkt. Ueberhaupt macht die Toilette von St. Helena, die hier noch mit einigen anderen Stücken vertreten ist, den ungünstigsten Eindruck auf das Gemüth des Beschauers. So zeigt uns namentlich ein gewöhnlicher schwarzer Bourgeois-Hut, welchen der Kaiser auf seiner Insel getragen, den in der Verlassenheit allmählich herunterkommenden Helden, der, nachdem er von den olympischen Höhen der Geschichte verstoßen, nun mit seinem Titanen-Sturz in die Mitte des Werkeltaglebens hinabfällt, seine regelmäßigen Spaziergänge nach Tische zur Förderung seiner Verdauung machen muß, und den welterobernden Dämon in seiner Brust nach und nach zu einer milden, freundseligen, in ein Bürgerrettungs-Institut passenden Gesinnung einschläfert.

Aber auch die andere Seite, nämlich die große Eumeniden-Tragödie von St. Helena, die auf dieser Insel spielte und mit dem bittern Tod des Kaiserhelden endigte, ist durch eine wunderbare Reliquie hier vertreten. Dort auf einem Kissen erblickt man das Schnupftuch Napoleons, das er auf seinem Todbette gehabt, mit dem N und der Krone in der Ecke gezeichnet. Man bemerkt auf diesem Schweißtuch einige dunkle Tropfen, die dem Todeskampf des sterbenden Imperators angehören, und die schwere Stunde

bezeichnen, in welcher der Angstschweiß der Creatur von der Stirn des Helden geflossen ist. Diese dunkeln, etwas schmutzigen Tropfen auf dem Schweißtuch des Kaisers sind das Letzte, was von seiner körperlichen Erscheinung übrig geblieben ist. Aber es ist das Märtyrerthum der selbstsüchtigen Größe, die ihre Person mit dem Schicksal der Welt verwechselte, und darum nichts übrig behielt, als das in sich selbst zergehende Ich, mit dem Schweißtuch, das die letzten Lebenstropfen aufsaugt.

Nicht weit von diesem Schweißtuch fesselt uns ein junges frisches Bildniß, das uns plötzlich in die erste Jugendzeit Napoleon's zurückversetzt, und ein sehr schönes Portrait des jungen sechszehnjährigen Napoleon in einer Kreidezeichnung darstellt. Man erkennt an diesem durchaus antiken Kopf, mit dem schlicht herunterhängenden kurzen Haar, das über die Stirn herabgeht, recht die ursprüngliche großartige Naturbegabung, die es auf einen Helden von seltener Art abgesehen hatte. Diese kühnen, wie aus Erz gegossenen, die dämonische Unaufhaltsamkeit des Helden andeutenden Lineamente sind schon die spannende Vorrede zu dem Heldenbuche, das bald seine majestätischen Blätter, auf denen die Geschichte der Welt umgeschrieben werden sollte, aufrollte. Wie wenig diese Natur durch den Sohn Napoleon's sich

forterbte, scheint im Kaiser=Saal dadurch angedeutet werden zu sollen, daß man von dem König von Rom nichts weiter als eine Kinderklapper erblickt, die dort ebenfalls mit dem Anspruch einer napoleonischen Reliquie aufgehangen worden ist. Auch ein kleines Kinder=Jäckchen sieht man, welches der Fils de l'homme einst getragen, und das die zierlichen, unschuldigen Formen der Kindheit mit rührender Naivetät vor Augen stellt. Napoleon III., welcher der eigentliche Fils de l'homme geworden und als solcher von der Geschichte aufgenommen wurde, verwies das Andenken an Napoleon II., mit dem er wenigstens zählt, in die Kinder=Garderobe. Sollten nicht einige werthvollere Anzeichen der Existenz des armen Herzogs von Reichstadt vorhanden gewesen sein, wäre es auch nur ein mit Wiener Rosenduft geschwängertes Liebesbriefchen an die Tänzerin Fanny Elsler gewesen? Daß er im Napoleon = Museum nur durch Kinderklapper und Kinder=Jäckchen vertreten erscheint, ist eine fast zu harte Ironie auf ein nicht zur Reife gediehenes Dasein. Diese Ironie ist beinahe ebenso hart, als wenn der Adler, den Louis Napoleon einst in Boulogne steigen ließ, künftig einmal ausgestopft in diesem Napoleon = Museum des Louvre beigesetzt werden sollte!

Die solideste napoleonische Reliquie in diesem

Museum ist übrigens das schöne, auf Pergament gedruckte Exemplar des Code Napoléon, welches in einem ungemein prächtigen Einbande dort aufgestellt ist! Die Glorie des Gesetzgebers wetteifert mit der des Kriegshelden, um den napoleonischen Namen unsterblich zu machen! Daneben liegen auch einige mathematische Bücher, deren äußere Beschaffenheit beweist, daß sie von Napoleon stark gebraucht worden sind. Ein Exemplar von Ossian's Gedichten, die eine Lieblingslectüre Napoleon's bildeten, deutet auf das chaotische Naturelement, das in seinem Geiste wühlte und zugleich mit der praktischen, legislativen und mathematischen Schärfe und Rechnenkunst desselben auf eine wunderbare Weise sich verband.

Das Napoleon-Museum wird seit einiger Zeit sehr stark von dem Publikum besucht, das man hier nicht selten in gedrängten Schaaren antrifft. Darunter sieht man auch viele Leute aus der Provinz und vom Lande, welche diese napoleonischen Gegenstände fast wie Kirchen-Reliquien mit einem frommen Staunen und Verwundern betrachten. Es soll namentlich unter den Bauern Frankreichs noch immer kindliche und einfältige Gemüther geben, die nie ganz klar darüber geworden sind, ob der gegenwärtig herrschende Kaiser Napoleon nicht noch derselbe und der alte sei, der einst an der Spitze seiner Armeen Frank-

reich und ganz Europa beherrschte, und dessen Tod auf St. Helena vielfach zu einem Volksmythus geworden, der in geheimnißvollen Sagen sich ausbreitete. Man versichert wenigstens, daß dieser mystische Hebel bei den sieben Millionen Stimmen, die für die Kaiserwahl Napoleon's III. sich erklärten, bedeutend genug mitgewirkt habe, indem in vielen Landgemeinden der halb abergläubische Wahn herrschte, daß es sich um die Wiedererhebung des alten Napoleon auf den Thron Frankreichs handele und daß der Felsen von St. Helena der alte napoleonische Kyffhäuser sei, aus welchem der große Empereur in seiner alten Macht und Herrlichkeit wieder emporgestiegen. Die Austheilung der Helena-Medaille mag gewiß auch nicht wenig dazu beigetragen haben, die zum Wunderglauben geneigte Phantasie in gewissen Volksschichten zu reizen und den alten Kaiser als den Ehrenspendenden noch lebendig und wirksam unter ihnen erscheinen zu lassen. —

III.

Scenen aus dem Lager bei Châlons.

Das Lager, welches Napoleon III. im Herbst des Jahres 1857 auf der ungeheuern Ebene bei Châlons-sur-Marne gebildet, versammelte in diesem Jahre zuerst die kaiserlichen Garden um die Person des Kaisers, der sich, umgeben von seinen Marschällen und Generälen, und zum Theil in Begleitung seiner Gemahlin, der schönen Kaiserin Eugenie, an die Spitze ihrer militairischen Uebungen und Operationen stellte und dabei offenbar ein neues vertrautes Band zwischen sich und der Armee zu flechten und zu befestigen strebte. Die schönen sonnigen Octobertage des Jahres 1857 begünstigten die glänzende und bedeutsame Entfaltung dieses Schauspiels in jeder Art, und es gab Tage im Lager, wo das Schlachtfeld des alten Hunnenkönigs Attila, der einst hier den blutigsten Kampf der neueren Welt mit

den Römern und Gothen bestanden, in einem märchenhaften Glanz und in einer strahlenden Fülle von Gestalten und Bildern wieder lebendig geworden zu sein schien.

Das neue napoleonische Lager, das so viele politische Combinationen und Bedenken herausgefordert hat, und jedenfalls noch eine große Rolle bei den künftigen Plänen und Unternehmungen des Kaisers spielen wird, nimmt das ganze unermeßliche Terrain ein, welches in einem Umfange von 14,000 Hectaren, ungefähr sechs Lieues von Châlons entfernt, zwischen den Dörfern Groß- und Klein-Mourmelon sich hinzieht. Das kaiserliche Gouvernement hat dies Terrain, welches bisher großentheils den Grundbesitzern der Gegend gehörte, angekauft, und sowohl diese feste Erwerbung des Grund und Bodens, als auch die begonnene Ausführung umfassender Lager-Arbeiten, die auf regelmäßige Truppen-Niederlassungen in diesem Camp schließen lassen, schien von vorn herein für die Meinung zu sprechen, daß das Lager von Châlons zu einem permanenten bestimmt sei und seine strategische Bedeutung zwischen einer Stellung zur Hauptstadt und einer die Gränze Deutschlands bedrohenden Position zu theilen habe. Auch die mit einer wunderbaren Schnelligkeit entstandene Eisenbahn, die von der Stadt Châlons ins Lager geführt

worden, und sich an die zwischen Straßburg und Paris gehende Linie anschließt, würde für ein bloßes Uebungslager, das nur für einige Manoeuvres bestimmt wäre, ein zu solider und kostspieliger Bau sein. Durch diese unmittelbare Verbindung mit dem Eisenbahnnetz zwischen Deutschland und der französischen Hauptstadt ist das Lager in die Mitte der bedeutendsten und weitgreifendsten Beziehungen getreten, und während die kriegerische Perspective einstweilen noch in den Nebeln der Zukunft verhüllt liegt, trugen Pariser Vergnügungs-Trains und Wallfahrten aller Art, die in das Lager unternommen wurden, dazu bei, dies Lager als ein neues fragwürdiges Problem der napoleonischen Politik zu bezeichnen. So kam es auch, daß in Châlons für den Reisenden kaum ein Unterkommen zu finden war, obwohl ein Zimmer in einem kleinen entlegenen Gasthof immer noch einer Einquartirung in dem Dorfe Mourmelon vorzuziehen gewesen, wo es zwar bereits in einigen Häusern und in pittoresk und unpittoresk aufgeschlagenen Baracken „chambres à louer“ gab, die jedoch bei fürchterlichen, durch die Engländer aufgetriebenen Preisen kaum wohnliche und wirthliche Verhältnisse darzubieten schienen.

Châlons ist eine nicht ganz unbedeutende Stadt, die in der Mitte eines anmuthigen Thals zwischen

schönen fruchtbaren Wiesenflächen und an drei Flüssen, Marne, Mau und Nau, gelagert ist. Es ist wohl kein Zweifel, daß dies Châlons das alte Catalaunium, der Mittelpunkt der ehemaligen catalaunischen Gefilde ist, in denen Attila die mörderische und bluttriefende Schlacht verlor, mit der er es auf die Unterjochung und Vernichtung der Deutschen abgesehen hatte. Daß hier auf derselben Stelle ein napoleonisches Kriegslager entstanden ist, dessen praktische Spitze gegen Deutschland gedeutet wird, scheint fast geeignet, einen fabelhaften Eindruck hervorzurufen, aber wahrscheinlich hat Napoleon III. diesmal nicht aus der ihm sonst wohl eigenen sinnigen Spielerei mit geschichtlichen Daten und Erinnerungen gerade die catalaunischen Felder zum Sitz seines gewaltigen Lagers erwählt, sondern das unvergleichlich schöne Terrain, das in seiner unabsehbaren Weite und auf seinen malerisch ausgebreiteten Hügeln und Ebenen wie von selbst die donnernde Feldschlacht herauszufordern scheint, mag vorzugsweise für diesen Punkt den Ausschlag gegeben haben. Denn wenn Napoleon III., wie seit seiner persönlichen Zusammenkunft mit dem Kaiser Alexander von Rußland in Stuttgart von vielen Seiten her bestimmter als je ausgesprochen worden, wirklich die Absicht haben sollte, die Eroberungszüge Attila's und Napoleon's I. gegen die

deutschen Völker wiederaufzunehmen und zu vollenden, so würde er, bei dem historischen Aberglauben, der ihn wie viele andere Heroen der Geschichte beseelt, gewiß nicht die catalaunischen Gefilde mit ihren unglücklichen Vorbedeutungen gerade für ein solches Lager sich auserkoren haben. Durch die Unterjochung Deutschlands, der erst die der Weströmer folgen sollte, hatte der grimme Etzel die eigentliche Grundlage seiner Weltherrschaft, die in der völligen Besitznahme des byzantinischen Reiches sich krönen sollte, vorbereiten zu müssen geglaubt. Schon fochten damals im Heere des Hunnenkönigs deutsche Völker, die bereits unter Attila's Botmäßigkeit gerathen waren, wie die Ostgothen und Gepiden, die, wie es den deutschen Völkern in den Heereszügen Napoleon's abermals erging, gegen ihre Brüderstämme in den Kampf geschleppt wurden. An der Marne, in den Feldern von Catalaunium, waren diese Heere auf einander getroffen, aber unter den unheilvollsten Vorzeichen, die sich durch ein niegesehenes Gemetzel, das nach den Berichten des Jornandes mehr als 200,000 Todte auf dem Schlachtfelde ließ, erfüllten. Der junge König der Westgothen, Theodorich, war vom Pferde gestürzt und durch die Hufe seiner eigenen Rosse zerstampft worden. Aber auch Attila konnte, durch eigene Entkräftung und den ungeheuern Ver-

lust seiner Schaaren gelähmt, die Schlacht nicht fortsetzen, und verließ das Lager, um unter Verwüstungen aller Art seinen Rückzug durch Belgien und Germanien zu nehmen. Der Hauptpunkt dieser Schlacht soll nach der historischen Ueberlieferung die in der Mitte der Ebene gelegene Anhöhe gewesen sein, von der rechts die Hunnen, links die Westgothen ihre Stellung genommen hatten. Ein Bach, der damals den Berg herabrieselte, soll ganz mit Blut angefüllt gewesen sein, und die umherliegenden Verwundeten tranken das Blut aus dem Bache, um ihren Durst zu stillen.

Es ist dies dieselbe Anhöhe, auf welcher in dem heutigen napoleonischen Lager das Zelt des Kaisers Napoleon III. steht, welches von diesem Punkte aus die zu seinen Füßen weithin und nach allen Seiten sich gruppirenden Gezelte der Truppen überschaut und beherrscht. Nur der Bach, welchen Jornandes erwähnt, habe ich nicht gesehen; es ist aber seit dem fünften Jahrhundert so mancher Bach ausgetrocknet, daß die Gelehrten wohl schwerlich einen Anstoß daran nehmen werden, wenn dieser Bach heut nicht mehr in Scene gesetzt werden kann. Daß dies aber der Punkt ist, auf dem die Schlacht des Attila geschlagen worden, haben die Nachgrabungen bewiesen, welche Napoleon III. seit Kurzem in den Umgebun-

gen seines Kaiserzeltes veranstalten ließ. Es sind dadurch bereits eine Menge von Alterthümern zu Tage gefördert worden, welche unbestreitbar die Trümmer einer hier geschlagenen Schlacht sind und namentlich in eisernen Waffenstücken, Streitäxten, Helmen, aber auch in einigen Münzen und Medaillen bestehn, die als hunnisches und gothisches Eigenthum erkannt worden sind. Vielleicht sind die bei dieser Gelegenheit ausgegrabenen Attila-Medaillen die Helena-Medaillen der damaligen Zeit gewesen, da auch Attila die Tapferkeit zu belohnen hatte, welche in seinem Heere Deutsche an Deutschen brudermörderisch auszuüben hatten.

Das Gezelt des Kaisers Napoleon III., welches auf diesem eigentlichen Brennpunkt des hunnischen Schlachtfeldes sich erhebt, besteht aus einer Gruppe von Häusern, Pavillons, Baracken und Zelten, die, einen bedeutenden Raum einnehmend, neben und hintereinander aufgeschlagen sind und mit einer einfachen Hecke von Tannenzweigen umhegt erscheinen. Das in der Mitte dieser Gruppe liegende kleine Haus, welches mit gestreifter Zeltleinwand bedeckt, im Styl einer schweizerischen Villa errichtet worden und auf dessen Dach zwei dreifarbige Fahnen flattern, ist das Haus des Kaisers, „die Marquise" genannt, welches derselbe während seines Aufenthalts im Lager zu sei-

nem Wohnsitz bestimmt hat. Zu jeder Seite dieser Lager-Residenz erblickt man einen sehr zierlich und geschmackvoll in getäfeltem Holz aufgeführten Pavillon von ziemlicher Größe, wovon der eine die Speisesäle und die Küchen, der andere eine Reihe von festlichen Empfangs- und Versammlungszimmern enthält, in welchen augenblicklich der im Lager als Gast anwesende Herzog von Cambridge wohnt. Hinter dieser Gruppe dehnt sich in symmetrischer Anordnung eine unabsehbare Reihe kleinerer Zelte und Baracken aus, die sämmtlich noch in der Umhegung des Kaiser-Gezeltes liegen, und den Marschällen, Generälen und Adjutanten, sowie einigen Garde-Compagnieen, die zur Bewachung des kaiserlichen Zeltes bestimmt sind, zum Quartier dienen.

In dem Zelt des Kaisers bewegt sich Alles mit einer liebenswürdigen Leichtigkeit und Legèreté auf und nieder. Die finstern Nebelgeister der erschlagenen Hunnen und Gothen, die sich in unbezähmbarer Schlachtenwuth hier noch nach ihrem Tode als Luftgespenster bekämpften und schlugen, scheinen diesen Platz ganz und gar verlassen zu haben, und sind der neuen Zeit gewichen. Um das Lager Napoleons III. schwebt eine elegante Heiterkeit, ein graciöses Sichgehenlassen, das von den strengen und abschreckenden Falten, in welche sonst auch die moderne Militair-

herrlichkeit sich so leicht kleidet, keine Spur an sich trägt. Vor dem Hause des Kaisers sitzen draußen an der Thür zwei Officiere auf einer Bank, in der behaglichsten Stellung von der Welt, indem sie auf ihren übereinandergeschlagenen Knieen Jeder ein großes Zeitungsblatt aufgerollt halten und bald mit dem größten Eifer lesen, bald sich überlaut lachend und mit den heftigen Gesticulationen gegenseitig Stellen aus ihren Journalen vorlesen. Wahrscheinlich sind es Artikel, welche die eben stattgehabte Zusammenkunft der Kaiser von Frankreich und Rußland in Stuttgart betreffen, und die Pariser Zeitungen, die in der Tretmühle der kaiserlichen Inspirationen arbeiten, strampeln sich mit Händen und Füßen ab, um zu beweisen, daß die Kaiser-Zusammenkunft in Schwaben keine bedrohliche Spitze gegen Deutschland in sich enthalten habe, und daß alle darüber ausgesprochenen Befürchtungen in den deutschen Blättern nur leeres Geschwätz seien. Die beiden Offiziere scheinen sich darüber außerordentlich zu ergötzen und tauschen dann ihre eigenen Ansichten mit einer geheimnißvollen Wichtigkeit aus. Der Kaiser befindet sich erst seit gestern wieder im Lager von Châlons, wohin er sich unmittelbar nach der Rückkehr von Stuttgart begeben. Aber noch ist Alles still in seinem Wohngezelt, und nur von Zeit zu Zeit sieht man einige Marschälle und

Generäle heraustreten, die schon in der Frühstunde zu einer Besprechung bei dem Kaiser berufen waren. Man erblickt nach einander den tapfern Marschall Magnan, den wunderbaren Pelissier, Duc von Malakoff, der in seinem wilden, sonneverbrannten, merkwürdig durchgearbeiteten Gesicht eine ganze Welt von Kriegsabenteuern und Schlachten-Wundern zeigt, dann den General Grafen Regnault de Saint-Jean d'Angely, den Commandanten der kaiserlichen Garde, und mehrere Divisions- und Brigade-Generäle. Diese Herren besteigen einen offenen, mit mehreren Sitzreihen hintereinander versehenen Galerie-Wagen, der zu ihrer Abholung vorfährt, und man vernimmt, daß sie sich auf den Eisenbahnhof nach Châlons voraus begeben, um die Kaiserin Eugenie, deren Eintreffen im Lager heut erwartet wird, dort empfangen zu helfen. Man erwartet jetzt auch bald den Kaiser selbst heraustreten zu sehen, und schon wird ein wunderbar schöner brauner Araber, das Lieblingspferd des Kaisers, das er vorzugsweise hier im Lager zu reiten pflegt, vorgeführt. Der Kaiser erscheint endlich, tritt rasch, und heut ohne jede ceremonielle Schwerfälligkeit, aus seiner Thür heraus und schwingt sich, nachdem er flüchtig und mit einem grüßenden Neigen des Kopfes umhergeblickt, in den Sattel seines Pferdes. Seine Gestalt ist in der letzten Zeit etwas voller und kräf-

tiger geworden, und er scheint sich einer außerordentlich blühenden Gesundheit, wie sie ihm kaum in einer früheren Epoche seines Lebens eigen gewesen, zu erfreuen. Die an Fanatismus streifende, fast poetische Zuversicht, welche der Kaiser früher zu seiner Person und zu seinem Schicksal in seiner ganzen Haltung und allen seinen Gebärden an den Tag legte, und die immer ein überwiegender Charakterzug seiner persönlichen Erscheinung gewesen, scheint jetzt mehr einer ernsten Gewißheit seiner selbst Platz gemacht zu haben, und man sieht es dem Kaiser an, daß er nunmehr mit einem thronenden Bewußtsein, umleuchtet von der Glorie der napoleonischen Idee, Besitz von seiner europäischen Stellung und seiner sogenannten Mission ergriffen hat. Mit einem stärkeren Ausdruck kaiserlicher Majestät, als ich früher je an ihm gesehen, saß er jetzt im Sattel und sprengte, gefolgt von einer kleinen Suite, in der man den Marschall Vaillant erkennt, zur Einholung seiner schönen Gemahlin von dannen.

Wir schlendern unterdessen in den Straßen des Lagers umher, das mit seinen unabsehbaren, in spitzer Kegelform erbauten Zelten und seinen darüber flatternden Fahnen sich die Anhöhe hinunter lustig und malerisch in die Weite hin ausbreitet. Es ist noch am frühen Vormittag, und die Soldaten sind meist

vor ihren Zelten mit den Vorbereitungen zu ihrer Toilette beschäftigt, putzen eifrig an ihren Uniformstücken und Waffen, oder überlassen sich, nachdem sie Alles fertig gemacht haben, der vergnüglichsten und ausgelassensten Unterhaltung mit ihren Kameraden. Hier und da ertönt Musik, und ein talentvoller Hornist fängt mit hinreißender Wirkung das „En partant pour la Syrie“ zu blasen an. Von einer andern Seite her schlagen Trommelwirbel auf, oder das Wiehern der Pferde, die zugeritten und probirt werden, tönt lustig dazwischen. Ordonnanzen reiten mit wichtiger Geschäftsmiene vorüber, dort besprechen sich einzelne Offiziere, die in einer Gruppe zusammenstehen, mit vielem Eifer, und einer derselben besteigt ein Pferd, um im vollen Galopp durch das Lager davon zu reiten. Plötzlich entsteht ein lautes Geschrei und Lärmen, denn ein wundervoller schwarzer Hengst ist ausgerissen und sucht, seine schlanken Beine fast wie Flügel gebrauchend, im pfeilschnellen Lauf mitten durch das Lager hin seine Freiheit. Unter ungeheurem Jubel der Soldaten setzt der Schwarze seinen Lauf fort und Niemand denkt daran, durch Dazwischentreten ihm den kurzen Freiheitstraum zu verderben, aber schon setzt ihm das Schicksal der Knechtschaft in Gestalt eines erbarmungslosen Chasseurs nach, der einen Schimmel bestiegen hat, und lachend und

fluchend ausgeritten ist, um den schwarzen Hengst wieder einzufangen. Der sich übende Hornist hat so lange mit der Fortsetzung seines En partant pour la Syrie innegehalten, und sieht gespannt der Jagd zu, denn man scheint es für unmöglich zu halten, daß der Schimmel dem Schwarzen noch den Vorsprung abgewinnen werde. Aber es dauert nicht lange, so kehrt der Chasseur im langsameren Lauf wieder zurück, und führt den gebändigten Flüchtling hinter sich am Zügel her. Er scheint ihm aber über seinen genialen Fluchtversuch gar nicht gram geworden zu sein, denn er dreht sich zuweilen nach ihm um und streichelt ihm liebkosend Hals und Mähne, was den armen Schwarzen, der bisher beschämt und traurig den Kopf zwischen die Vorderbeine senkte, sichtlich wieder aufrichtet und ihn einige muntere Knoten mit seinem prächtigen Schweif schlagen läßt. Der Hornist fängt nun auch wieder zu blasen an, aber der Ausgang der Geschichte mit dem Hengste scheint sein gefühlvolles Herz verstimmt zu haben, und er bricht nun in ungeheuer schwermüthigen und hinschmelzenden Melodien los, in denen er seine vorhin begonnenen Uebungen fortsetzt.

An einer andern Stelle des Lagers unterhält sich ein halbes Dutzend Garden mit Kegelschieben, wobei die harmloseste Fröhlichkeit und das vergnügteste Ge-

schwätz herrscht. Bei dem französischen Soldaten bildet die ungemeine Heiterkeit seines Wesens, die sich mit seinem strengen militairischen Charakter und seinem kriegerischen Unternehmungsfeuer auf das Natürlichste verbindet, eine seiner hervorstechendsten Eigenthümlichkeiten. Dieser an Genialität streifende Charakterzug hat sich bei ihm stets auch unter den wüthendsten Schrecknissen der Feldzüge und unter allen Qualen der Entbehrung und des Klimas mit derselben Sorglosigkeit und Liebenswürdigkeit geltend gemacht, als hier im Friedenslager, wo es nur militairischen Uebungen und einem fraternisirenden Verkehr mit der Person des Kaisers gilt.

An andern Stellen sieht man Truppen-Corps, welche mit großer Anstrengung bei den noch auszuführenden Lager-Arbeiten beschäftigt sind, an den durch das Lager führenden Wegen bauen oder noch Baracken und kleinere Gebäude aufführen helfen. Einzelne Artillerie-Trains und Munitions-Wagen ziehen von Zeit zu Zeit vorüber oder werden auf der eben vollendeten Eisenbahn-Linie fortgeschafft, welche von dem Bahnhof Mourmelon bis zur äußersten Grenze des Lagers durch die Mitte desselben hindurch führt und die innere Verbindung desselben sowohl für die Truppen als für das gesammte Kriegsmaterial mit der größten Leichtigkeit gewährt, da sonst

die ungewöhnlich ausgedehnten Räumlichkeiten des Lager-Terrains und die vielen Anhöhen und Niederungen desselben viele Schwierigkeiten dargeboten haben würden. Zur Ausführung dieser amerikanischen Eisenbahn haben die interessantesten Vorarbeiten stattgefunden, die von dem Kaiser persönlich geleitet worden sind, der schon früher in dem Park von Saint-Cloud mehrere Probe-Versuche angestellt haben soll, um sich je nach der Hebung und Senkung des Terrains für die geeignetste Art der Bespannung und für die zweckmäßigste Benutzung der Gesetze der Schwere zu entscheiden. Es ist das ein Gebiet, auf welchem der Kaiser nicht nur die ausgezeichnetsten Kenntnisse und Erfahrungen besitzt, sondern auf dem ihn auch eine eigenthümliche und wahrhaft geniale Begabung zur Lösung von Problemen und zu Erfindungen drängt, die ihn einst auf dem Boden der Mechanik, der Artillerie-Waffe und der Landescultur-Bauten weit schöpferischer erscheinen lassen werden, als in der Staats-Organisation und auf dem Boden der politischen und socialen Einrichtungen. In der Politik ist das Talent Napoleons III. nur ein diplomatisches, und diesem scheint auf der andern Seite auch seine außerordentliche Begabung für die Mechanik zu entsprechen, eine Wissenschaft, die am Ende nur ein Diplomatisiren mit dem Raum ist, sowie die

Politik Napoleons III. ein Diplomatisiren mit der Zeit ist, indem sie die gegebenen Schwierigkeiten jeder Situation ebenso geschickt zu berechnen und auszubeuten versteht, als die Mechanik durch die Ausbeutung des Gesetzes der Schwere ihre Triumphe feiert.

Der Kaiser hatte sich schon bei Gelegenheit des Krieges in der Krim mit der Lösung des Problems einer militairischen Eisenbahn zu beschäftigen angefangen, namentlich, als die Construction der Eisenbahn von Balaclava zum Gebrauch der alliirten Truppen viele Schwierigkeiten darzubieten anfing und besonders eine zu große Langsamkeit für die Bewegung der Truppenkörper und ihres Materials erwies. Die in dem vorbehaltenen Park von Saint-Cloud gemachten Versuche sind vornehmlich auf diese Veranlassung angestellt worden, und haben jetzt zu einem, wie es scheint, gemischten System geführt, welches bei dieser Lager-Eisenbahn angewandt wurde, und überraschend glückliche Ergebnisse gewährt. Beim Emporsteigen auf den Anhöhen werden die Pferde wie gewöhnlich vorn an der Spitze des Trains angespannt, beim Hinuntersteigen aber laufen sie zur Rechten und Linken des Weges, indem sie zur Seite des Trains angespannt sind und dadurch die Fortbewegung auf der abschüssigen Bahn in einem bestimmten Gleichgewicht und Verhältniß zu erhalten vermögen. Auf

besonderen Stellen aber werden die Trains auch wieder ganz ihrem eigenen Gewicht überlassen, um dann durch die Kraft ihrer bereits erlangten Schnelligkeit um so rascher eine bedeutende Strecke des zurückzulegenden Raumes durchlaufen zu können. So leistet diese Bahn in einem Lager, dessen Umfang anderthalb Lieues beträgt, für die Bedürfnisse der Truppen, und für den bequemen Verkehr zwischen den verschiedenen Theilen des Lagers, und für die rasche Austheilung des Proviants unter allen Truppen-Corps, mit einer merkwürdigen Leichtigkeit ihre Dienste. —

Eine besondere Lebendigkeit herrscht nach der Seite des Dorfes Mourmelon zu, wo sich in einer Straße eine Menge von Baracken, mit eigenthümlichen Stoffen behangen, darstellen, in welchen Lebensmittel und Bedürfnisse aller Art, namentlich Wein, Schnaps, Café, Grog, feilgeboten werden. Der französische Humor hat diesen improvisirten Lager-Cafés meist sehr pomphafte Aushängeschilder gegeben, auf denen man mit großen Lettern: „Grand café de Paris“, „Café des cent colonnes“, „Café de Napoléon“, „A la rénommée des prunes de la mêre Moreau“ angeschrieben liest. Diese letztere Kneipe, welche sich auf das reinste Ideal alles französischen Marketenderthums beruft, ist zur Verherr-

lichung des Bonapartismus ganz und gar im Stil der Vendôme-Säule aufgeschlagen, an der herunter aber nicht die Schlachten des Kaisers, sondern die Namen der Getränke, welche im Innern verabreicht werden, verzeichnet stehn.

Tritt man jetzt in das Dorf selbst hinein, so wird man auf einer großen Straße, welche dasselbe durchschneidet, von einem wunderbar lustigen und bunten Getümmel empfangen, durch das man sich halb auf einen Bazar, halb auf eine Maskerade versetzt zu sehen glaubt. Wir sind in die elyseischen Felder des Lagers eingetreten, und alle stereotypen Masken des Pariser Lebens, die den Franzosen keinen Augenblick verlassen und ihm in den wildesten Krieg und bis an die äußersten Pole der Erde folgen, umgeben uns hier plötzlich mit ihren tollen Wirbeln. Dabei spielen noch die Erinnerungen an den Feldzug in der Krim mit allen möglichen Farben und Anspielungen durch und wie die Befestigungslinie des Lagers selbst den Namen der ouvrages blancs empfangen hat, zur Erinnerung an die Werke desselben Namens, welche die französischen Truppen in Sebastopol innegehabt*), so sieht man auch viele Etablissements des Lagers,

*) Diese Werke wurden später ouvrages Lavarande genannt, nach dem jungen und tapferen General dieses Namens, welchen die französische Armee dort verlor.

welche dem Vergnügen wie den Militairzwecken dienen, mit diesen Namen und Zeichen, die dem orientalischen Krieg entlehnt sind, belegt. Das Mabille de Mourmelon, welches dort in einer Gruppe von Pappeln angelegt worden, ist sogar von demselben Speculanten errichtet, der in Kamiesch ein Mabille de Krim angelegt hatte und dort, mitten unter den Schrecknissen des Krieges, sehr gute Geschäfte mit dem lustigen Tanzsalon gemacht haben soll. An schönen und verführerischen Tänzerinnen soll es auch auf dem Mabille de Mourmelon keineswegs fehlen, denn nicht nur die Marketenderinnen des Lagers, die ewig lustigen und unermüdlich gefälligen mêres Moreau, stellen sich zum Contretanze ein, sondern auch die schmucken Bäuerinnen der Gegend, die überhaupt ihr Wohlgefallen an dem Lager in jeder Weise bekunden, und ihre Besuche in demselben zu Fuß und zu Wagen nicht selten mit mitgebrachten Lebensmitteln und Gaben aller Art, welche sie unter die Soldaten austheilen, begleiten.

Wir schreiten dann an einer ganzen Reihe von Cafés, Boutiquen und Cabarets vorüber, die sich den ganzen Weg entlang bis zu den Bäumen, die den Bach Mourmelon umkränzen, fortsetzen, und unter denen uns das Café Malakoff durch seinen erinnerungsschweren Namen und seine ziemlich elegante Einrich-

tung eine besondere Aufmerksamkeit abnöthigt. Die darin aufwartende Kellnerin, welche schelmisch lächelnd vor der Thür steht, scheint sich, um die Krim-Illusion noch lebendiger zu machen, in eine Art von tartarischer Landestracht gesteckt zu haben, die ihrer natürlichen Koketterie die ausgezeichnetsten Dienste leistet, obwohl der Zustand ihrer Schönheit, mit Ausnahme eines kleinen zierlichen Fußes, nicht gerade zu den bedeutendsten Ansprüchen berechtigt. Ihr Fuß steigt aber noch im Werthe, wenn man gleich daneben an die Schweinefüße der heiligen Menehould erinnert wird, nach denen das nebenan befindliche Cafe Réstaurant à la rénommée des pieds de cochons à la Sainte Ménehould sich mit einem Mysterium, auf dessen Enträthselung wir verzichten zu müssen glaubten, getauft hat. Dann folgt das „Grrrand Café-Concert“, in dem ein Herr, ein Weib mit einem Bart und ein allerliebstes junges Mädchen unaufhörlich beschäftigt sind, die neuesten Salon-Arien von Paris zu singen. Wie die cafés chantants der elyseischen Felder, so fehlen auch die Athleten derselben nicht, denn am Ende der Straße erblickt man eine große, buntausgeputzte Baracke, mit der Ueberschrift: „l'Arène athlétique tenue par Cika“, welcher Herr sich auf seinem Schilde den ersten Kopfsteher Europa's

und den ersten Boxer des Senegal zu nennen die Genugthuung hat.

Wir kehren durch die große Straße des Dorfes Mourmelon wieder zurück, wo sich jetzt eine große Menge von Fuhrwerken aller Art, Cabriolets, Omnibus, Bauerwagen, durcheinander bewegen. Die Anzahl der Besucher des Lagers scheint heut außerordentlich gewachsen, und man drängt sich ohne Zweifel so stark herzu, um die Ankunft der Kaiserin Eugenie zu sehen, mit der zugleich die großen Manoeuvres der Garden beginnen sollen. Indem wir uns jetzt rascher hindurchdrängen, um ebenfalls den richtigen Moment nicht zu versäumen und uns im Augenblick des Eintreffens der Kaiserin auf einem guten Standpunkt zu befinden, kommen wir an der reichgefüllten Bude eines Kaufmannes vorüber, der sich auf der über ihm hängenden Tafel als einen marchand des objets algériens angekündigt hat, und einige in der That prächtige Sachen feilhält. Sein algierisches Waaren-Verzeichniß, das er ausgehangen hat, bietet aber einen höchst merkwürdigen Anticlimax dar, denn indem es mit Bournous, Kaftans, Yatagans, Pistolen, kabylischen Säbeln, Shawls, Turbans, Gürteln und Pferdesätteln beginnt, schließt es mit einem überraschenden Anerbieten von Retour-Marken zu den Bällen des Lagers. Dies betrifft wahrscheinlich die

Tanzfeste, die in den gegenüber liegenden Häusern, welche die Inschriften: „la salle de bal“ und „les rendez-vous des tous les corps de la garde“ tragen, stattzufinden scheinen, und der algierische Kaufmann verschmäht es dann nicht, die Contre-Marken aufzukaufen und sie gegen einen angemessenen Rabatt denjenigen Garden zu überlassen, welche nicht den vollen Preis an ihre Soirée wenden wollen.

Vor einer Bude, die ein Bijoutier aufgeschlagen, findet ein lebhaftes Gedränge von Soldaten Statt, dessen Ursache durch die Tafel, die er ausgehängt hat, erklärt zu werden scheint. Der Lager-Juwelier empfiehlt sich nämlich darauf besonders „zur Ausbesserung der schadhaft gewordenen Ordenskreuze und Medaillen“, und es scheint in der That, als wenn dieselben leicht Schaden nähmen, denn offenbar ist eine große Anzahl ausbesserungsbedürftiger Ehrenzeichen eingereicht worden, und man stürmt jetzt fast die Boutique, um sie heut wieder zu haben, wo sich jeder Soldat zum Empfang der Kaiserin auch mit dem ganzen, ihm gebührenden Schmuck sehen lassen will. Unter den ausgebesserten Sachen, die zurückgegeben werden, befinden sich auch schon viele Krim- und Victoria-Medaillen, was hoffentlich nicht als ein Beweis ausgelegt werden wird, daß der neu erworbene Kriegsruhm der französischen Armee doch nur ein

leicht zerbrechlicher sei, und ebenso wenig, als er glückliche Resultate für die europäische Ordnung der Dinge geschaffen, auch an sich ein dauernder genannt werden könne.

Jetzt bilden sich schon die befohlenen Aufstellungen der Garden im Lager, die vom Zelt des Kaisers bis zum Bahnhof von Mourmelon das Spalier zu formiren anfangen, durch welches das Kaiser-Paar mit seinem Gefolge seinen festlich gebahnten Weg nehmen soll. Endlich heißt es, daß der Kaiser und die Kaiserin, deren Abfahrt von Châlons bereits durch den hellen Klang des Telegraphen signalisirt worden, sich dem Bahnhof annähern, und bald darauf bezeichnen jubelnde und rufende Stimmen in der Ferne die erfolgte Ankunft. Der offene Wagen, in welchem man die Kaiserin Eugenie erblickt, nähert sich rasch, und nimmt in der Mitte der Garden, welche ihr vive l'empereur! vive l'impératrice! nicht schuldig bleiben, einen langsameren Lauf an. Die Kaiserin, die heut in einer ungemein einfachen Toilette erschienen ist, grüßt nach allen Seiten hin mit einem mehr anmuthigen, als majestätischen Neigen des Hauptes, während der Kaiser, der neben ihrem Wagen einherreitet, seine Aufmerksamkeit zwischen seiner Gemahlin und seinen ihm zujauchzenden treuen Garden theilt. Beim Erscheinen des Kaiserpaares im Lager haben sofort

alle Tambours und alle Militair-Musiker la Retraite de Crimée zu spielen angefangen, und unter diesen electrischen, weithin dringenden Klängen bewegt sich der glänzende Zug weiter.

Der Kaiser wechselte zuweilen einige Worte mit seiner Gemahlin, und es war interessant, in diesem Ensemble das Verhältniß Beider zu beobachten, das ein einverständnißvolles, inniges und sicheres zu sein scheint. Wie der Kaiser seine Gemahlin nicht aus einer legitimen herrschenden Dynastie erwählen wollte, so hat er gerade die Intention dieses Verhältnisses, wie er es sich bestimmt, mit einem eigenthümlichen Takt bewahrt. Louis Napoleon ist überhaupt der Mann des richtigen Taktes geworden, seitdem er auf dem Kaiserthron als Napoleon III. sitzt, und so bemerkt man auch in der Manier, mit der er seiner Gemahlin bei allen öffentlichen Gelegenheiten zur Seite steht, nicht die steife dynastische Haltung, sondern eine Form leichterer chevaleresker Gegenseitigkeit, die einen heiteren und ritterlichen Anstrich hat. Es geht aus der Art und Weise, wie man sie mit einander sieht, ein Verhältniß hervor, das zugleich auf einer tiefen Uebereinstimmung der Ansichten, und auf einer Gemeinschaft beruht, in der manche Lebenspläne des Kaisers ihre eigentliche Reife gefunden haben mögen. Denn obwohl man von einem selbständigen

Antheil der Kaiserin an den öffentlichen und politischen Angelegenheiten nichts vernimmt, so soll doch diese Zurückhaltung vor den Augen des Publikums mehr eine scheinbare und systematische sein, als daß sie, wie uns von kundiger Seite bestätigt wird, dem Naturell der Kaiserin Eugenie selbst entspräche. Zuweilen wird auch wohl der große Einfluß hervorgehoben, welchen die Kaiserin auf manche Entschließungen Napoleon's III. übt, und ihre vertraute Eingeweihtheit in den Geschäften, wie in dem ganzen vorliegenden Programm des Empire, kann, ungeachtet ihres scheinbar einfachen und mehr blos äußerlichen und eleganten Naturells, wohl nicht ganz bezweifelt werden. —

Gegen Abend erleuchteten Bivouac-Feuer, die von allen Seiten emporblitzten, das Lager und die ganze Gegend. Diese Feuer, verstärkt durch den Glanz von vielen tausend Fackeln, die im Festjubel der Garden umhergetragen oder bei ihren Zelten aufgepflanzt wurden, gaben dem Camp ein ungemein imposantes und kriegerisches Ansehen. Während die Soldaten sonst schon um acht Uhr sich in ihre Zelte zum Schlafen begeben müssen, ist ihnen heut zur Feier des Tages eine unbeschränkte Zeit bewilligt worden, und die jubelnde Lustigkeit, die schon so früh rege geworden, wird gewiß die Nacht bis zum An-

bruch des Morgens überdauern. Jetzt aber schlägt die Theaterstunde, wo auf dem Théâtre du prince impérial die Vorstellungen beginnen, und wer irgend Zutritt finden kann, versäumt heut gewiß das unter freiem Himmel gelegene Lager-Theater nicht, das in nichts Anderem als in einem Zelt besteht, welches auf einem Terrain von ungefähr 50 Metres Länge zu 40 Metres Breite aufgeschlagen ist. Das improvisirte Schauspielhaus ist von beiden Seiten mit einem Graben umgeben, und der Zuschauerraum steigt zu einer kleinen Terrasse empor, die aufgeworfen worden ist, um den Officieren und Fremden von Distinction Sitzplätze zu gewähren, während in dem davorliegenden Parterre die als Zuschauer eingetretenen Soldaten umherstehen. Alle in der Nähe und Ferne liegenden Anhöhen sind aber mit hör- und schaubegierigen Soldaten im dichtesten Gedränge besetzt, die wenigstens aus der Weite, und besonders heut, wo man den Besuch des Kaisers und der Kaiserin in diesem Theater erwarten darf, dem Schauspiel folgen wollen.

Nachdem der Kaiser und die Kaiserin in der That erschienen, und auf der Terrasse auf den für sie bereit gehaltenen Sesseln mit dem gnädigsten Lächeln ihren Platz eingenommen hatten, nahm die Vorstellung ihren Anfang. Es wurde zuerst eine sehr in-

teressante Pantomime aufgeführt, welche den Hergang einer Kabylen-Hochzeit darstellte. Die landschaftliche Scenerie, die man vor sich erblickte, war sehr einfach hergerichtet, machte aber sofort auf den Zuschauer eine große Wirkung. Ein schlechtes Zelt, eine kleine Hütte, Pferde, Hunde und andere Thiere bildeten den Vordergrund der Scene. Auf dem sehr ausgedehnten Hintergrund sah man fünf große Feuer, vor denen sich eine Menge Zuaven in einem bunten und gruppenreichen Gewühl umhertummelten. Ein Theil derselben stellte in einer ganz anmuthigen Verkleidung die Frauen des Stammes dar, mit reichen Zierrathen und Schmucksachen behangen, welche sich die zu allen Dingen geschickten Zuaven aus der rothen Frucht des wilden Rosenstocks selbst angefertigt hatten. Das Fest begann zuerst mit einer großen feierlichen Berathung des Stammes, dann folgte das Gebet, mit der ganzen Würde und ernsten Bedeutsamkeit, welche die Araber in diese Ceremonie verlegen, und daran schlossen sich bald die Hochzeitstänze an, welche zu der unendlich monotonen und schwermuthsvollen Musik des Tamtam ausgeführt und von Zeit zu Zeit mit einem heulenden, Ohren und Luft zerreißenden Geschrei begleitet wurden. Nach Beendigung dieser phantastischen Scene folgte das, jetzt auch in Paris häufig gegebene kleine Vaudeville von Rimbaut:

„Après la guerre", das in einer beweglichen und ansprechenden Darstellung ein sehr pikantes sociales Thema aus dem Soldatenleben behandelt, nämlich die Frage, wie weit der zerschossen und verstümmelt heimkehrende Krieger auf die Treue und Gelöbnisse der zurückgebliebenen Braut Anspruch zu machen habe. Ein falscher Stelzfuß, den sich der aus dem Krim-Kriege zurückkommende Pascal umgeschnallt, giebt Gelegenheit zu einer artigen, durch einen Nebenbuhler getriebenen Verwickelung, durch welche die schöne Marietta bedenklich genug auf die Probe gestellt wird. Aber zum Jubel des Parterre's besteht sie auf die ausgezeichnetste Weise diese Liebesprobe, und erntet dafür die Belohnung, zuletzt den Stelzfuß fallen zu sehn und einen ganzen Mann mit gesunden Gliedmaßen in ihren Armen zu behalten. Das Stück wurde von zwei Unteroffizieren der Garde und einem Grenadier, der die weibliche Rolle gab, mit großer Gewandtheit und vieler Naturwahrheit gespielt, und gewann dem Kaiser mehrmals die lebhaftesten Beifallsbezeugungen ab, die freilich zumeist der gnädige Kriegsherr dem Talent seiner braven Soldaten so ausdrucksvoll spendete.

Bald darauf brach das Kaiserpaar mit seinen Gästen und seinem Gefolge auf, und sofort erhoben sich sämmtliche Acteurs mit Fackeln in den Händen,

um ihm in einer wahrhaft diabolischen Phantasie das Geleite zu geben, welches halb in einer ehrfurchtsvollen Ceremonie, halb in grotesken Tanzbewegungen ausgeführt wurde, und sich nachher seltsam in der Nacht verlor. Einige Bouquets von Bomben und Raketen kündigten darauf nachdrucksvoll die Rückkehr der kaiserlichen Majestäten in ihrem Hauptquartier an. —

Fast die ganze Nacht hindurch hallte das Lager von den fröhlichen Gesängen der Soldaten, die sich in einzelnen Gruppen niedergelassen hatten, wieder. Statt diesem muntern Lärmen und den im Nachtdunkel und Lichterglanz sich mehr und mehr verzerrenden Gestalten noch länger zu lauschen, schien es endlich vorzuziehn, das im Voraus bestellte Bett in einem Hôtel garni des Dorfes Mourmelon aufzusuchen. Für funfzehn Francs die Nacht war dort nur noch ein schreckliches Lager aufzutreiben gewesen, von dem aber doch wohl einige Nachtruhe erhofft werden konnte. —

Der andere Tag wurde im Lager zuerst mit einer großen feierlichen Messe eröffnet. Auf der Anhöhe, wo das Zelt des Kaisers sich befindet, erhebt sich außerhalb der Umhegung desselben, aber nur einige Schritte davon entfernt, der Altar des Camp, in einem offenen Zelte stehend, das auf seiner Spitze

ein großes vergoldetes Kreuz trägt, und zu dem von der hinteren Seite eine aus mehreren Stufen bestehende Treppe hinaufführt. Rothsammetne, mit goldenen Franzen besetzte Vorhänge, die von beiden Seiten zurückgeschlagen sind, lassen den Altar, mit dem darauf stehenden großen Crucifix, erblicken, welches von dieser Stelle aus die ganze Front des Lagers beherrscht, und zu dem von allen Punkten desselben emporgeschaut werden kann. Dieses eigenthümliche Ensemble von Altar, Kaiser=Zelt und Soldaten=Lager gemahnt uns an dieser Stelle auch an die streng religiöse und kirchliche Seite des Napoleonismus, in welchem Militair=Gewalt und Katholizismus stets als die innig verwandten und sich durchschlingenden Symbole der absoluten Herrschaft nebeneinander gestanden haben. Dies ist eine der unverbrüchlichsten Traditionen des napoleonischen Systems, wie aller willkürlichen Gewaltherrschaft, und Napoleon III. übertrifft seinen Oheim noch weit in der Heilighaltung dieser Symbole, denn er weiht selbst seine Manoeuvres durch eine vorausgehende große Messe ein.

Die Truppen hatten sich zu dieser Messe in der feierlichsten Haltung eingefunden. Die Cavallerie erschien aufgesessen zu Pferde, und die Artillerie hatte ihre Feldstücke angespannt. Diese Scenerie machte

den merkwürdigsten Eindruck von der Welt, und gränzte auf der einen Seite an Erhabenheit, während sie auf der andern an eine Intrigue gemahnte, die mit allem Aufwand von Mitteln ins Werk gesetzt werden sollte. Der Kaiser selbst war zu Pferde erschienen und hielt in der ruhigen, in sich selbst verlorenen, heut vornehmlich sinnigen und ernsten Weise, welche eigentlich immer den Hauptzug seines Charakters ausmacht. Neben ihm erblickte man die Kaiserin in ihrem offenen Wagen, in dem sie mit der andächtigsten Gebärde saß, ihre Augen zu dem Priester hingewandt, der soeben auf den Altar getreten war. Auf der andern Seite des Wagens der Kaiserin erblickte man den Herzog von Cambridge. Hinter dem Kaiser hielt ein großes glänzendes Gefolge seiner Marschälle und Generäle, unter denen man auch den Marschall Baraguay sah, der vor einigen Tagen im Lager auf den Degengriff gefallen war und sich dabei eine Rippe beschädigt haben sollte, jetzt aber, wie seine aufrechte kraftvolle Haltung bewies, gänzlich wiederhergestellt zu sein schien.

Nach Beendigung der Messe, bei der alle Soldaten das Domine salvum mit einer ungeheuern Wirkung so vieler Stimmen mitgesungen hatten, mußten sämmtliche im Lager befindliche Truppen, die aus 25,000 Mann der kaiserlichen Garde bestehn,

vor dem Kaiser und der Kaiserin vorbeidefiliren, was jedem Zuschauer Gelegenheit geben mußte, in diesen auserlesenen Truppen ein wahrhaft schönes kriegerisches Naturell, eine, jeder todten Dressur überlegene Freiheit des militairischen Charakters zu bewundern. Die elastische Persönlichkeit jedes einzelnen Soldaten, die auf sich selbst gestellt scheint und dem Ganzen als ein durchaus selbstständiges Glied sich einordnet, trägt eine ebenso ausgezeichnete und kriegsgewisse Physiognomie an sich, als die ganzen Regimenter in einer leichten taktvollen Wellenlinie der Bewegung, mit einem immer angriffslustigen und triumphirenden Ausdruck, vorüberrauschen. Daß die eigentliche Kriegsstärke der französischen Armee in der Offensive liegt, erkennt man beim ersten Blick auf die individuellen Eigenschaften dieser Truppen, und wenn Napoleon I. seine ganze Kriegführung vorzugsweise auf das System der Offensive begründete, so folgte er darin nur dem Naturell des französischen Soldaten, welches mit Napoleons eigenem militairischem Genie auf die merkwürdigste Art zusammentraf.

Der Kaiser betrachtete mit einem träumerischen Behagen, welches von großen Entschlüssen durchblitzt schien, diese vorüberziehenden, wie ein elektrischer Strom vorwärts dringenden Colonnen. Die Armee selbst schien nur an den Blicken ihres Empereur zu

hängen, und von demselben alle Kraft und Schönheit ihrer Haltung und ihrer Bewegungen zu entnehmen. Man sah das innige Einvernehmen, welches in diesem Augenblick vielleicht mehr als je zwischen dem Kaiser und der Armee besteht, und das sich in dem ganzen Geist der Truppen auf die unverkennbarste Weise aussprach. Das vereinigte Zusammenleben in einem solchen Lager trägt ohne Zweifel Viel dazu bei, diesen Geist zu pflegen und das Verhältniß des Kaisers zu seinen Soldaten in eine gewisse vertrauliche Nähe zu rücken, die dann auch in den weitesten Beziehungen anregend und bekräftigend wirken muß. Es ist dies zugleich die gefährlichste Situation, in welche das Militair dem Staat und der Gesellschaft gegenüber eintreten kann. Militair-Lager im Frieden, besonders wenn sie eine gewisse regelmäßige Wiederkehr haben, machen das Heer, mehr als alles Andere, zu einem Staat im Staate, der allen politischen und socialen Institutionen über den Kopf wächst und bald alle Entscheidungen an sich genommen zu haben glaubt. Der Soldat erstarkt in der rein militairischen Sphäre, in der er im Lager verbleibt, mehr und mehr zu einem Ausnahme-Individuum, das von den Einwirkungen der bürgerlichen Gemeinschaft, die sonst doch nicht ganz ausbleiben können, sich vollständig ablöst, und sein Vater-

land nur noch in seinem Säbel und in dem Verhältniß zu seinem Kriegsfürsten sieht. Der Kaiser selbst lebt dann nicht nur an der Spitze, sondern auch in der Mitte seiner Soldaten, und er ist einige Stufen von seinem Thron herabgestiegen, um mit Denjenigen zu fraternisiren, die er für die eigentlichen Stützen seiner Macht erklärt. Die Tragweite dieser Position schließt allerdings jedesmal eine Drohung gegen die bestehende Staatsgesellschaft in sich, oder man erklärt sich wenigstens in der Lage, derselben jeden Augenblick den Stuhl vor die Thür setzen zu können. —

Der größte Ausdruck der Bewunderung für die Haltung der französischen Garden schien sich auf dem klugen, gespannt beobachtenden Gesicht des Herzogs von Cambridge kundzugeben. Der englische Herzog, welcher an der Spitze der Armee Englands steht, verfolgte mit glühenden, Alles erspähenden Blicken jeden Zug, jede Einzelnheit, die sich ihm an den vorbeimarschirenden Regimentern vor Augen stellten. Der Oberbefehlshaber der englischen Truppen, ein noch ziemlich junger Mann von achtunddreißig Jahren, ist eine sehr elegante modische Persönlichkeit, mit einem gänzlich kahlen Vorderkopf, aber einem großen schwarzen, mächtig wallenden Bart um Lippen und Kinn. Auf seinem kleinen, feingezeichneten Gesicht ruhen Verstand und Berechnung, und zugleich

scheint sich mit der Bewunderung für Das, was er hier sieht, eine gewisse schmerzvolle Resignation verbunden zu haben, denn der Herzog von Cambridge, welcher bekanntlich der erste und eifrigste Anreger der neuerdings begonnenen Reformen in der englischen Armee war, hatte sich stets zu der Ansicht geneigt, daß diese Reformen nur nach dem Muster der französischen Armee unternommen werden könnten. Sein jetziger Besuch im Lager von Châlons hat offenbar neben der Courteoisie den Zweck, seine Studien der französischen Waffen zu vervollkommnen, aber es mag ihn dabei die Ueberzeugung beschlichen haben, daß hier etwas Unerreichbares vor ihm steht, denn wenn auch die Reformen der englischen Armee jetzt nur durch den indischen Krieg unterbrochen worden sind, so wird er sich doch sagen müssen, daß dieser naturwüchsige Militairgeist, den man in den französischen Truppen verkörpert sieht, und der zugleich ihre ganze Organisation bedingt und erleichtert hat, einer englischen Armee niemals einzuimpfen sein möchte. Diesen Soldaten, über welche jetzt hier auf den catalaunischen Gefilden Revue abgehalten wird, sieht man es auf jedem Schritt und Tritt an, daß sie zugleich durch ihre französische Nationalität diese großen französischen Soldaten sind, die mit einer so unverwüstlichen Frische und Kraft ihre Heimath im Krieg und in den

Waffen finden. Die französische Armee hat ihre alte nationale und historische Schule, aus der sie erwachsen ist, während das englische Armeewesen nie ein nationales Element für sich gehabt hat, und eher als eine dem Nationalgeist zuwiderlaufende Institution bisher fortgeschleppt wurde. Diese verschiedene Anlage der beiden Nationalcharaktere läßt auch die englisch-französische Allianz, deren Bedeutung eine rein kriegerische ist, mit einem ungleich vertheilten Vortheil erscheinen, der schon im orientalischen Kriege zu einer höchst bitteren Empfindung für Alt-England ausgeschlagen ist. Mit der französischen Armee kann die englische am allerwenigsten rivalisiren, wenn sie ihr brüderlich und freundschaftlich an die Seite gestellt ist. Ob aber die Französirung der englischen Armee in allen ihren Einrichtungen, wie sie der Herzog von Cambridge sich als Ideal vorgezeichnet hat, einst dies Sachverhältniß verändern oder umkehren werde, muß noch dahingestellt bleiben. Es schien in der That, als ob auf dem scharf beobachtenden Gesicht des englischen Herzogs keine besondere Zuversicht dafür zu lesen war, doch können wir natürlich nicht wissen, was ihm zuletzt der Kaiser, der nach Beendigung der Revue einige angelegentliche Worte mit ihm wechselte, zum Trost darüber zugeflüstert haben mag. —

Nachdem der Kaiser und die Kaiserin in ihr

Zelt zurückgekehrt waren, begann bald darauf in allen Theilen des Lagers ein ungemein fröhliches und rühriges Getümmel. In ungeheuren Kesseln wurde Kaffee gemacht, den der französische Soldat jetzt im Felde sehr reichlich genießt, eine Gewohnheit, die er besonders auf den Feldzügen in Afrika angenommen, und die sich als etwas ungemein Heilsames für den Soldaten bewährt hat. Der Kaiser hat ein sehr aufmerksames Auge auch auf die Nahrungsverhältnisse seiner Soldaten gerichtet und beschäftigt sich mit der Beschaffenheit derselben auf das Einzelnste und Eingehendste. So hat er kürzlich das Lieblingsgetränk des gemeinen Mannes in Paris, den Cidre, im Lager von Châlons verbieten lassen, indem er diesen Genuß für einen gesundheitsgefährlichen erklärt hat. Dagegen erfreut sich der Genuß des Café der kaiserlichen Aufmunterung im hohen Grade, und zuweilen finden Café-Feste im Lager statt, die der Kaiser einzelnen Compagnieen geben läßt, und bei denen er es nicht verschmäht, selbst zu erscheinen. Ein solches Café-Fest wurde vor der Abreise des Kaisers nach Stuttgart den Zuaven gegeben, diesen drolligen Lieblingen des ganzen Lagers, die gewissermaßen die verzogenen Kinder desselben sind, und durch ihre unzähligen dummen Streiche, die sie begehen dürfen, Anekdoten jeder Art zur Belustigung Aller über sich

in Umlauf gebracht haben. Die Zuaven aber trieben bei diesem Café, welchen ihnen neulich der Kaiser gab, ihre anmuthigen Eulenspiegeleien so weit, daß sie selbst dem Empereur eine Tasse anzubieten wagten, die auch aus den Händen dieser Redouten-Kabylen mit gnädigem Lächeln angenommen wurde. — Gegen Mittag traten der Kaiser und die Kaiserin mit einem kleinen Gefolge wieder aus ihrem Zelt hervor, beide zu Pferde, um einen Spazierritt durch das Lager zu unternehmen. Die Kaiserin erschien in einem Amazonen-Costüm, das in geschmackvoller Einfachheit die hohe stolze Gestalt umfloß und ihre Absicht, sich, entäußert von allem Prunk der Damen-Toilette, in der Mitte der getreuen Soldaten als ächte Soldaten-Kaiserin zu zeigen, doch zugleich auf die eleganteste Weise aussprach. Die Cavalcade des Kaiserpaares ging mit langsamer Würde und zugleich in heiterer Behaglichkeit vor sich. Das Lager empfing diesen Besuch mit einem rauschenden Jubel, der von Hügel zu Hügel über die ganze Ebene wunderbar anschwellend sich ergoß, und zuletzt nur eine einzige Sturmwoge des Enthusiasmus auszumachen schien. Die Kaiserin hatte zugleich gewünscht, das Lager der Grenadiere zu besuchen und diejenigen Krieger, welche sie den Abend vorher als schöne Actricen des **théâtre du prince impérial** hatte be-

wundern müssen, jetzt in ihrer Uniform und im vollen Schmuck des Soldaten sich vorstellen zu lassen. Diese ebenso liebenswürdige als huldvolle Intention der Kaiserin Eugenie kreuzte sich zuerst mit einigen Bauer=Wagen, die nicht rasch genug aus der engen Lager=Straße, in welche sie eingefahren waren, sich wieder zurückziehen konnten, und gerade an den Zelten hielten, in welchen die im Besitz der Damen=Rollen befindlichen Grenadiere lagerten. Zugleich hatten diese ländlichen Führer der Wagen eine große Menge von Aepfeln und Birnen herbeigebracht, durch deren freiwillige Austheilung an die Grenadiere sie sich ebenfalls als dankbare Verehrer und Aufmunterer des dramatischen Talents bewiesen zu haben schienen. So geschah es, daß diese Grenadiere, welche nach Entfernung der Wagen an das Pferd der Kaiserin gerufen wurden, zum Theil noch das eben gekostete Obst ihrer ländlichen Bewunderer im Munde kaueten, welche Verlegenheit aber nicht nur schnell beseitigt, sondern auch durch ein unendlich graciöses Lächeln der Kaiserin, und einige Worte, die sie sprach, glücklich vorübergeführt wurde.

Das Kaiserpaar ritt weiter, um alle Bivouacs zu besuchen, und man sah den Kaiser häufig auf das Ausführlichste mit vielen der Soldaten sprechen, mit deren dienstlichen und persönlichen Angelegen=

heiten er auch oft bis in's Einzelnste hinein ganz genau vertraut sein soll. Es konnte nicht fehlen, daß dies einen ungemein anregenden Eindruck ringsumher auf alle Truppen ausübte, die in einer zauberischen Weise davon befangen zu werden schienen.

Die Gemeinschaft, welche der Kaiser mit seinen Truppen im Lager unterhält, erscheint überhaupt als ein vollständiges System, das zugleich mit der größten französischen Leichtigkeit und Liebenswürdigkeit durchgeführt wird. So ließ der Kaiser auch heut wieder die Speisetafel auf dem freien Platz vor seiner Zelt-Villa aufschlagen, um Angesichts aller Zuschauer, die sich nur einfinden wollten, das Diner einzunehmen. Es soll damit zugleich gezeigt werden, daß der Kaiser nicht anders leben wolle, wie die ganze Armee, obwohl der Soldat, wenn er tiefer in den kaiserlichen Topf hineinsieht, doch wahrscheinlich ganz andere Entdeckungen machen würde, als in seiner eigenen Schüssel.

An der Tafel erblickte man jetzt auch den Prinzen Napoleon, der vor Kurzem in Begleitung des Marschalls Canrobert im Lager eingetroffen war, wohin ihn der Kaiser, um dem beginnenden großen Manöver beizuwohnen, eingeladen hatte. Die eigenthümlich zurückhaltende Stellung, welche dieser napoleonische Prinz neuerdings am Kaiserhofe eingenommen, und die sich

auch durch seine häufigen Reisen in die fernsten Länder charakterisirt, schien sich jetzt in seinem persönlichen Verkehr mit dem Kaiser nicht eben auszudrücken, was zugleich beweisen könnte, daß der Sohn des Königs Jerôme, von dessen demokratischen Tendenzen Anfangs so viel die Rede war, nicht minder ein ganz dehnbares diplomatisches Talent besitzt. Seine Aehnlichkeit mit dem alten Kaiser macht allerdings einen überraschenden Eindruck, und man sieht in ihm den persönlichen Typus der neuen napoleonischen Dynastie in einem so scharfen und vollen Ausdruck festgehalten, wie es bei keinem andern Mitgliede der Familie der Fall ist. Schon durch diese merkwürdige Individualität konnte man leicht veranlaßt werden, dem Prinzen Napoleon die Anwartschaft auf eine künftige bedeutende Rolle zuzugestehen, indem man ihm die Fähigkeit zuschrieb, bei einem neuen revolutionairen Umschlag der Dinge in Frankreich das napoleonische Element von neuem aufzunehmen und in einer wirklichen Verbindung mit der Demokratie und ihren Prinzipien dann dauernd zur Herrschaft bringen zu können. Er sieht verschlossen und brütend genug aus, um ihm eigenthümliche Lebens- und Zukunftspläne zuzutrauen, aber Napoleon III., der alle seine Umgebungen an Klugheit und Weitsicht der Berechnung übertrifft, hat gewiß auch diese Chance längst in den Kreis seiner providentiellen

Zukunftsgedanken gezogen. Die „napoleonische Idee" reicht bekanntlich aus, um einst auch alle Principien der Demokratie in sich aufzunehmen und neue zu gebären, und der Kaiser hat, nach dem eigenen Geständniß in seinen Schriften, diesen historischen Moment nur vertagt, wo der Napoleonismus sich auch allen Anforderungen der Freiheit von innen heraus öffnen werde. Napoleon III. glaubt mithin, sobald es Zeit ist, Alles das selbst besorgen zu können, was der demokratische Vetter nur irgend in Petto haben möchte. Doch mag schon der Umstand, daß der Prinz Napoleon im Palais Royal, der einstigen Residenz des Herzogs von Orléans wohnt, die combinationslustigen Politiker in Ermangelung anderer Gedanken, die man sich heut noch über den Zustand Frankreichs machen kann, auf den Einfall gebracht haben, daß die antidynastische Rolle, welche der Herzog der Rothen in der ersten Revolution gespielt, einst wieder auf den Prinzen Napoleon übergehen könne. —

Die großen Manoeuvres, welche der Kaiser persönlich kommandirte und denen die Kaiserin stets zu Pferde und im Amazonenkleide beiwohnte, begannen erst am andern Morgen in ihrer volleren Entfaltung, doch nahm die Aufstellung der Armee bereits an demselben Abend auf der rechten Seite der weißen Werke

ihren Anfang, wo Arbeiter aus allen Corps schon den vorangegangenen Tag an den Redouten gearbeitet hatten. Die gewaltige Massenhaftigkeit dieses Schauspiels, das sich über die ganze ungeheure Ebene hinzog, machte einen ebenso glänzenden Eindruck, als es den Kennern des Kriegshandwerks durch die Kunst der strategischen Bewegungen, in denen es sich entfaltete, lehrreiche und bedeutende Anschauungen dargeboten haben mag. Wenigstens deutete der an die Garden gerichtete Tagesbefehl, mit welchem der Kaiser einige Tage später diese Manoeuvres schloß, darauf hin, daß es dabei nicht auf eine parademäßige Schaustellung, sondern auf eine rein militairische Instruction und auf theoretische Feststellungen und Uebungen abgesehen gewesen sei.

Dieser Tagesbefehl ist überhaupt merkwürdig für die Stellung Napoleons III. zu seiner Armee und zu den militairischen Ueberlieferungen des Kaiserreichs. Er lautete folgendermaßen: „Lager von Châlons, 8. Oktober 1857. Soldaten! Die Zeit, die wir miteinander zugebracht haben, wird nicht verloren sein. Euere militairische Ausbildung ist gewachsen, und die Bande, die uns vereinigen, haben sich fester geknüpft. Als der General Bonaparte den glorreichen Frieden von Campo Formio abgeschlossen hatte, beeilte er sich, die Sieger von Italien in die

Peloton- und Bataillons-Schule zu schicken, indem er dadurch an den Tag legte, wie nützlich er es hielt, selbst für alte Soldaten, unaufhörlich wieder auf die Fundamental-Regeln der Theorie zurückzugehn. Diese Lehre ist nicht vergessen worden; kaum heimgekehrt von einem glorreichen Feldzug, habt Ihr Euch mit Eifer dem praktischen Studium der Evolutionen gewidmet, und habt damit das Lager von Châlons eingeweiht, welches für die ganze Armee zur großen Schule der Manoeuvres dienen soll. Die kaiserliche Garde wird also immer, im Frieden wie im Krieg, das gute Beispiel geben. Unterrichtet, disciplinirt, stets bereit Alles zu unternehmen und Alles zu ertragen für das Wohl des Vaterlandes, wird sie immer für die Linie, aus der sie hervorgeht, der würdige Gegenstand der Nacheiferung sein und mit derselben vereinigt dazu beitragen, den alten Ruhm unserer unsterblichen Phalangen zu bewahren, die niemals unterlegen sind als durch das Uebermaaß ihres Ruhmes und ihrer Triumphe."

Diese strenge und würdige Sprache, mit welcher der Kaiser seine Soldaten anredet, sucht dem Prätorianerthum zugleich eine wissenschaftliche Vertiefung zu geben, welche die Entwickelung des Heeres mehr wie je zu einer Sache eigenthümlicher theoretischer Bildung machen soll. Die militairische Theorie ist die

eigentliche Stärke Napoleons III., die seinen Eigenschaften als praktischer Soldat und Feldherr jedenfalls überlegen sein möchte, und er scheint aus der Bedeutung der Theorie zugleich die Weisheit und Mäßigung schöpfen zu wollen, die ihn vor der Ueberstürzung der Trophäen, an denen Napoleon I. nach der Meinung des Neffen gescheitert, bewahren soll. Diese eigenthümliche Aeußerung ist gewissermaßen der erste Wischer, welchen der Neffe dem Onkel ertheilt, und auch dies beweist für die Annahme, daß Napoleon III. keineswegs gesonnen ist, die neue Kaiser-Politik ganz und gar durch die Schablone der alten zu machen.

Soll darum die neue Kaiser-Politik nur wie ein verbesserter theoretischer Auszug aus der alten erscheinen, so kann man auch erwarten, daß das neue napoleonische Programm namentlich in Bezug auf Deutschland mit großer Vorsicht und richtiger Würdigung der Situation abgefaßt sein werde. Dies Programm wird man überhaupt nicht für einen abgeschlossenen Küchenzettel der Politik ansehen dürfen, sondern es wird auf demselben, nach Glück und Witterung, wahrscheinlich noch Manches wachsen und Manches wieder ausgejätet werden, wodurch die Pläne und Hoffnungen sich wesentlich umgestalten können. So wird auch das Lager bei Châlons nur in soweit

eine Position gegen Deutschland sein, als das Lager, welches Napoleon III. bald nach seiner Besteigung des Kaiserthrons bei Boulogne aufschlagen ließ, gegen England gerichtet sein sollte. Auf das Lager von Boulogne, gegen welches die Engländer schon zu schreien und zu rüsten anfingen, folgte die englisch-französische Allianz, die den europäischen Krieg gegen Rußland bedingte und entschied. Sollte aber dem großen Militairlager, das jetzt in den alten historischen Gefilden der Marne permanent aufgeschlagen worden, ein französisch-russisches Bündniß zur Seite treten, so würde Deutschland leicht der Ziel- und Angriffspunct dieser neuen militairischen Position sein, denn Frankreich und Rußland würden sich immer nur über Deutschland die Hände reichen, in dessen Schooß sich die Fäden der Weltherrschaft von jeher gekreuzt haben. Die Wendungen des napoleonischen Programms gegen Deutschland hängen wesentlich von dem Zustandekommen der neuen Allianz zwischen Frankreich und Rußland ab, zu der aber die Kaiser-Zusammenkunft in Stuttgart in den Oktobertagen 1857 wohl nur erst einige flüchtige Lineamente gezogen hat. Die Reizbarkeit der öffentlichen Meinung in Deutschland ist aber auf diesem Punct so groß, daß man sich von der rein theoretischen Bedeutung des Lagers bei Châlons, welches der Kaiser selbst nur als eine Nor-

malschule für den Unterricht der Armee bezeichnet, schwer überzeugt halten wird. Mißtrauen ist in der Politik allerdings eine Stärke und eine Tugend, und das deutsche Mißtrauen gegen das Lager bei Châlons hat sich noch durch den gleichzeitig projectirten Bau einer festen Rheinbrücke bei Kehl, in der man nur den vorgeschobenen Posten des Marne-Lagers erblickt, gesteigert. Die Pariser Blätter streuen seit einiger Zeit ganze Hände voll Beruhigungen darüber aus, und wie der Kaiser selbst nur die militairische Instruction bei dem Lager von Châlons an die Spitze stellt und sogar ein kleines Handbuch unter dem Titel: „Die Theorie der Manoeuvres im Lager von Châlons" hat verfassen lassen, so bearbeitet auch jetzt die Presse die Angelegenheit der Rheinbrücke bei Kehl unter einem rein commerciellen und handelspolitischen Gesichtspunct. Es wird dabei auseinandergesetzt, wie die projectirte Rheinbrücke zwischen Straßburg und Kehl, welche vorzugsweise den Bahnzügen dienen soll, sehr geeignet sein werde, die Handelsbedingungen Europa's im Interesse Frankreichs und Deutschlands vortheilhaft zu verändern. Die Lücke, welche auf der Eisenbahn-Linie zwischen Straßburg und dem badischen Gebiet besteht, hatte allerdings bisher dem Verkehr Frankreichs mit Süddeutschland eine nicht unbedeutende Erschwerung dargeboten,

während man auf der andern Seite zugeben muß, daß der Uebergang einer französischen Armee von einem Rhein-Ufer zum andern zwar durch eine feste Brücke erleichtert werden könne, aber keineswegs unbedingt von derselben abhängig sei. Indeß würde die Gefahr für Deutschland durch die Ausführung dieses Projects jedenfalls näher getreten sein, und nicht bloß die deutsche Presse, sondern auch die deutschen Regierungen scheinen sich dieser Gefahr bewußt geworden. Vornehmlich charakterisirt es das nach allen Seiten unterhöhlte Verhältniß der europäischen Mächte zu einander hinlänglich, wenn Oesterreich schon die Verlautbarung des französischen Rheinbrücken-Projects für geeignet gehalten hat, um, zur Sicherung der Interessen des deutschen Bundes, auf badischer Seite die Errichtung eines kostspieligen Brückenkopfs zu verlangen.*) —

Wie man in Paris hört, würden die kaiserlichen Garden im nächsten Jahre nicht nach Châlons zurückkehren, sondern es wird ihnen die Linie folgen,

---

*) Bei der Weigerung Badens, diesen, von den österreichischen Ingenieuren auf zehn Millionen Francs veranschlagten Bau auf seine Taschen zu übernehmen, ist bekanntlich beschlossen worden, die Befestigungen in kleinerem Maaßstabe, so daß sie nicht mehr als zwei Millionen Francs kosten sollen, auf Kosten des deutschen Bundes ausführen zu lassen.

die sich dann ebenfalls auf dem Schlachtfelde Attila's in die militairische Theorie vertiefen soll. Der Kaiser beabsichtigt, im Jahre 1858 bereits 40,000 Mann bei Châlons zusammen zu ziehen und diese Truppenzahl im nächstfolgenden Jahre noch zu steigern, so daß gegen die Grenzen Deutschlands hin ein Concentrationspunct von Streitkräften, wie ihn die neuere Zeit kaum gesehn, entstehen würde. Zugleich bleibt stets eine permanente Truppe zur Besetzung des Lagers zurück, welche sich zugleich mit allen zur Vervollständigung des Lagers dienenden Arbeiten zu beschäftigen hat.

Die dauernde und gewichtige Bedeutung, welche Napoleon III. diesem Lager beizulegen gesonnen ist, geht auch daraus hervor, daß Horace Vernet von ihm den Auftrag empfangen hat, zwei große Gemälde von dem Lager von Châlons zu entwerfen. Das erste soll eines der großen Manoeuvres unter dem Commando des Kaisers, das andere das Lager selbst vorstellen, welches allerdings durch seine großartigen Situationen geeignet genug ist, um auch malerisch und künstlerisch festgehalten und verewigt zu werden. Horace Vernet's Pinsel, der mit gleicher Meisterschaft allen Regime's zu gehorchen weiß, und der auf solchen Bildern zugleich der historische Portraitmaler seiner Epoche im ausgedehntesten Maaße ge-

worden, wird auch diesem theoretischen Kriegslager gewiß die glänzendste und interessanteste Ausführung zu geben wissen. Vorgearbeitet ist ihm schon durch ein photographisches Pracht-Album, welches in dem Atelier von Legray auf Bestellung des Kaisers verfertigt worden, und die Manoeuvres und militairischen Tableaux des Lagers mit ausgezeichneter Genauigkeit und Anschaulichkeit wiedergiebt.

III.

Die Hof-Oper des neuen Kaiserthums.

Der allmählig sich vollziehende Untergang der italienischen Oper in Paris, die im neuen Kaiserreich durchaus keine Wiedererhebung mehr finden zu können scheint, muß eigentlich eher zu den guten als zu den schlimmen Symptomen der kaiserlichen Aera gezählt werden. Napoleon III. gehört durchaus nicht zu den ästhetisch kokettirenden Tyrannen, auf deren üppigen Polstern die Oper in Italien zuerst ihren Ursprung nahm und mit ihren entnervenden, das Volksbewußtsein und die Manneskraft umstrickenden Melodieen sich bildete. Wenn der Kaiser ein Tyrann ist, so ist er ein viel zu gesunder, starker und geistvoller Tyrann, als daß er die Bundesgenossenschaft der italienischen Opern-Arien suchen sollte, um durch die Gaukelei gedankenlos machender Töne und durch den ganzen erschlaffenden und verweichlichenden Schlendrian, der

im Gefolge der italienischen Oper liegt, die Unterwerfung der Nation zu vollenden.

Es ist für eine Nation, selbst in ihrer unglücklichsten Lage, immer noch besser, durch den Säbel als durch die ästhetische Lüge tyrannisirt zu werden, denn unter dem Säbel kann sie nach Epochen der Verwilderung wenigstens eine neue moralische Disciplin und einen heimlichen Ruhepunct in sich selbst gewinnen, auf dem die nationalen Kräfte allmählig wieder wachsen und erstarken, während die Verweichlichung durch eine buhlerische, prunksüchtige und unwahre Kunst stets die besten Kräfte der Nation aufgesogen hat.

Jedenfalls aber gehört die Blüthe der italienischen Oper nicht zu den charakteristischen Symptomen des neuen napoleonischen Kaiserreichs, denn dies weltberühmte Institut in Paris, das einst so glänzende Talente und Persönlichkeiten in sich vereinigte, zeigt sich in jeder Art so überlebt und verfallen, daß es kaum noch lange dazu taugen wird, auch nur, wie bisher, zum Focus der gesellschaftlichen Zerstreuung für die Löwen und Löwinnen der Hauptstadt zu dienen. Die italienische Oper bildete unter Louis-Philipp eine eigenthümliche narkotische Sphäre, in welcher der ganze juwelenschimmernde Haut-Gout der vornehmen Gesellschaft sich sammelte, um unter den

entzückenden und hinreißenden Tönen einer Malibran, einer Pasta und Grisi, eines Lablache und Tamburini sich galvanisiren und brennen zu lassen. Die glänzende Virtuosität der Phrase war unter dem Scepter des constitutionnellen Bürgerkönigs ein Hauptelement des politischen und socialen Lebens geworden. Die parlamentarische Debatte in der Kammer hatte eben so gut ihre Buffo's, ihre Helden-Tenore und ihre ersten Liebhaber aufzuweisen, als die italienische Oper in Salle Ventadour, wo die getrennten politischen Parteien sich damals in dem allgemeinen Enthusiasmus für eine gefeierte Sängerin wieder vereinigten und an dem Goldfaden ihrer Rouladen und Triller sich wie die Enten an Münchhausens Schnur einträchtiglich aufreihen ließen. Man echauffirte sich damals in der Deputirten-Kammer ebenso sehr, als man sich in der italienischen Oper echauffirte, mit glänzenden Illusionen, mit kunstvollen Falsets und überraschenden Modulationen und Stimm-Uebergängen. Die Romantik des Constitutionnalismus hatte in der italienischen Oper ihren triumphirenden Ausdruck gefunden, und begattete sich recht angelegentlich mit der Lüge der Opern-Arie, um den allgemeinen Liebling der damaligen Zeit, den Puff, zu erzeugen. Es waren schöne Zeiten, die wir damals im Schweiß unseres Angesichts im Saal Ventadour zubrachten, wo in den

Logen die Damen mit ihren strahlenden Toiletten und Diamanten und ihrer duftgeschwängerten stechenden Atmosphäre, und unter den Herren die weltberühmten Notabilitäten der Tribüne, des Feuilleton's und der Mode, sich zu einem koketten Kranz durcheinanderflochten, den dann die italienische Musik mit ihren plätschernden Wellen benetzte, und in den Bravas und Bravis, in der flammenden Röthe der jungen schönen Gesichter und in dem stürmischen Drehen an den Bärten, rauschend aufblühen zu lassen schien!

Einen starken Contrast zu dieser Glanzzeit der italienischen Oper in Paris bot aber besonders die diesjährige Eröffnung der Opernsaison dar, der zwar äußerlich nichts von dem alten rauschenden Mode-Effect zu fehlen schien, die uns aber doch wie der Mund einer schönen Frau vorkam, dem die Zähne ausgefallen sind und der sich durch eine Garnitur todter Stifte doch nur mehr abschreckend als anziehend wieder gefüllt und belebt hat. Die Unheimlichkeit des Eindrucks konnte sich nur steigern, wenn man erfuhr, daß das Repertoire auch von den alten großen Namen einige zu bewahren oder wiederzugewinnen gewußt hat, wie den Mann mit der unsterblichen Ochsenstimme, Lablache, der noch immer einige lebensvolle Töne auf seinem ungeheuren und beispiellosen

Register hat, und die herrliche Grisi, einst die erste Heldin der dunkelflammenden dramatischen Leidenschaft, mit ihrem ernsten hohen Feuer in Stimme und Herzen. Aber diese großen Gestalten des italienischen Gesanges erschienen hier nur erst recht wie die Todtengräber einer Zeit, die sich nicht wieder erneuern wird, weil sie selbst mit ihren holden Gaukeleien und süßen Liederlichkeiten altmodisch geworden ist, und, obwohl noch immer dieselben Töne und Weisen unendlich wiederkäuend, doch damit weit hinter der viel ernsthafteren und materielleren Corruption einer neuen Epoche zurückbleibt. Die heutige Generation der italienischen Oper ist darum auch eine unendlich viel schwächere und kraftlosere, wovon namentlich die neuen Prime Donne, die wir in einer Aufführung der Verdi'schen Oper: il Trovatore zum Erstenmal sahen, die Steffenone und die Nantier-Didier, einen überraschenden Beweis lieferten. Diese Damen thaten gewiß ihr Möglichstes, durch Schreien, leidenschaftliches und scheinbar glühendes Colorit, kunstvollen Vortrag, und rauschendes Loslassen aller springenden Wasserkünste des italienischen Gesanges. Dazu elegante Persönlichkeiten, mit schönen Schultern und reizender Büste, dunkeln bohrenden Augen, und einer Liebenswürdigkeit, die unter allen Umständen den Sieg davontragen würde. Aber es giebt auf diesem

Boden keine Aufgabe mehr, um deren eigenthümliche Lösung es sich handeln könnte, und je mehr Feuer der Kunst und der Jugend aufgewandt wird, um Leichen lebendig vorzustellen, desto fataler wird der todte Spuk sich ausnehmen. Die Verdi'sche Musik selbst ist der charakteristische Niederschlag dieser unendlich langweiligen Mittelmäßigkeit, in welcher die Welt der italienischen Oper verendet und zusammengefallen ist. Zwar zappelt sich diese Musik zuweilen noch einige anmuthige Röthe auf die Wangen, aber sie zappelt sich dann auch sogleich wieder blaß und elend, und man sieht, daß es nicht der Sinn und die Wahrheit, sondern nur ein epileptischer Zufall ist, der die Tonmassen in diese zitternde Bewegung versetzt hat.

Die eine der neuen Debutantinnen, Madame Nantier-Didier, ist ein ächtes Pariser Kind, das noch vor Kurzem in einer kleinen Boutique in der Rue Coquillière, an der Ecke der Rue des Vieux-Augustins, Schnupftaback verkaufte. Hier, in dem Geschäft ihres Vaters, entfaltete das schöne graciöse Mädchen schon frühe ein bedeutendes musikalisches Talent, und war einem Kreise von Kunstfreunden bekannt, die sich ihre Ausbildung und Aufmunterung angelegen sein ließen. Dort kamen ihre ersten Rouladen und Cavatinen zur Welt, aber sie mußte sich

in ihren ersten Uebungen am Piano oft unterbrechen, um in den Laden hinauszutreten und den Kunden eine Prise Taback zu verkaufen. Jetzt ist sie zur vollendeten Prima Donna aufgeblüht, und sie würde in der früheren Aera der italienischen Oper unleugbar eine große Zukunft vor sich gehabt haben, während sie jetzt, wo die Zeit über dies Genre weit hinweggegangen ist, doch nur wieder in einem Ladengeschäft steht, in dem bald Ausverkauf sein wird.

Das neue Kaiserreich ist kein Reich der Musik, wie es überhaupt den Künstlern keine Gelegenheit geben wird, sich in ihm zu neuem Flug und neuen Schöpfungen zu erheben. Das erste Kaiserthum konnte den prachtvollen und wahrhaft heroischen Spontini brauchen, der sich in seinen Opern-Schöpfungen mannigfach an die großen Stimmungen der napoleonischen Kriegsherrschaft anlehnte, und nicht nur der napoleonischen Zeit die erste entscheidende Aufnahme und das Verständniß seiner feurigen, thatkräftigen, in gewaltigen Massen-Wirkungen dahinrauschenden Musik verdankte, sondern auch in seiner Oper la clemenza di Trajano die im Kriege von 1806 bewiesene Milde Napoleons gegen den Fürsten Hatzfeld, den damaligen Civil-Gouverneur von Berlin, klangvoll besang. Napoleon I. hatte auch einige bedeutende Anschauungen von der Größe und Erhabenheit der dramatischen

Kunst, und auf der Höhe weltgeschichtlicher Thaten fühlte er sich mit der antiken Tragödie verwandt, über die er eigenthümliche Ideen aussprach. Es lag daher vielleicht nicht in seinen Wünschen, daß die schaffenden Geister bald vor ihm zu verstummen anfingen.

Napoleon III. ist zu sehr theoretischer Staatsmann und Militair auf der einen und experimentirender Diplomat auf der andern Seite, als daß die ideale Welt der Künste in irgend eine bestimmte Beziehung zu ihm treten könnte. Zwar ist er tiefgebildet und poetisch genug in sich selbst, um die Darstellungen der Kunst würdigen zu können, aber die unglücklichen Beispiele, mit denen ihm ästhetische und rednerische Regierungen vorangegangen, scheinen ihn ganz und gar abgeschreckt und von der Aufnahme der Kunst in sein Regierungs-Programm zurückgehalten zu haben. Selbst die gewaltigen Bauten, die er in Paris bereits ausgeführt, wie die Vollendung des Louvre, läßt er keineswegs vorzugsweise unter den künstlerischen und ästhetischen Gesichtspunkt fallen, sondern er hebt dabei selbst immer nur das nationale und volksthümliche Interesse heraus, welches ihn bei diesen Unternehmungen geleitet habe, während die Künstler und die künstlerischen Verhältnisse nur ganz nebenher figuriren, wenn sie auch keineswegs vernach-

lässigt worden sind. Die selbstständige Schaffenskraft der Künstler, in welcher sich zugleich die autonome Volkskraft verherrlicht, muß für eine gefährliche gelten unter einem Regiment, welches sich zwar aus freien Volkswahlen hervorgegangen behauptet, das sich aber nur als ein militairisch-polizeilicher Mechanismus, ohne jeden Hintergrund freier Seelen- und Geisteskräfte, zu erhalten vermag. Es giebt keine Hof-Aesthetik und keine Hof-Oper um den neuen Kaiserthron, der auch auf neue Menschen sich stützen will, die praktisch zu zügeln und zu gebrauchen wären, und die, ohne durch eine ästhetische Schlaraffenwirthschaft verweichlicht und entmannt zu werden, doch die gehorsamen und sicher zu berechnenden Stifte in der Staatsmaschine sind. —

Die neuen Menschen, die im zweiten Empire emporkommen, sind auch ihrem ganzen Wesen nach nicht mehr für die ästhetische Gaukelei geeignet. Ihre Bestrebungen, ihre Genüsse und ihre Corruption wiegen zu schwer und zu materiell, um noch auf den buhlerischen Schmetterlingsflügeln der italienischen Oper hin und her geschaukelt werden zu können. Der Dunstkreis der italienischen Opern-Abende war weichlich, geil, kokett und lügenhaft, aber es lag zugleich eine glänzende Phantastik darin, die, wenn man will, sich auch mit einer Art von idyllischer Unschuld ver-

setzet. Denn die lustige Sphäre der Oper ertrug noch nicht diesen schweren, materiellen, zweideutigen und höhnisch lasciven Charakter, welchen die neuere Prostitutions-Dramatik, die im heutigen Empire specifisch entstanden ist, ausgebildet hat. Diese pikante Dramatik der heutigen Bühne, welche die leuchtenden Fäulnißstoffe der Gesellschaft stereoskopisirt, ist die eigentliche Hofoper des neuen Kaiserthums geworden. Es vollbringen sich darin die moralischen und geistigen Folgen, welche der Industrialismus und die Geldsucht der Epoche auf das innere Leben der Gesellschaft zurückwerfen und wenn man auch Anstand nehmen will, das Kaiserthum selbst als den Urheber dieses lichterloh brennenden Fäulnißprocesses anzuklagen, so sind doch die socialen Symptome, die eine Herrschaft begleiten, diejenigen, durch welche sie am meisten verurtheilt wird, oder mit denen sie allmälig in ihrer Geltung zusammenfallen muß. Denn in einer Epoche, wo alle Staatsformen nichtig und inhaltslos und alle selbsteigene Entwickelung des Geistes verdächtig ist, schlägt Einer aus dem Andern und aus sich selbst nur noch so viel Geld und Genuß heraus, als er nur irgend erlangen kann, um das interesselose Leben in einem tollen Rauch von Illusionen emporwirbeln zu lassen. An der Stelle der Freiheit erscheint das Geld, welches Alles ersetzen

zu können vorgiebt, und an der Stelle der Liebe und Menschenwürde erscheint die Prostitution, welche, als der auf den Menschen angewandte Industrialismus, den Sieg des Geldes über Geist und Körper zugleich versinnbildlicht. Der Augenblick ist wichtig geworden. Das Heute, die athemlos durchpeitschte Zeit von der Morgenbörse bis zum Diner, und von der Abendbörse bis zur Partie fine in einem Cabinet particulier oder bei der unterhaltenen Maitresse in einem Hause in der Allée des veuves, sind unveräußerliche Momente, die festgehalten und ausgeschöpft werden müssen bis auf die letzte Möglichkeit. Denn morgen können neue Conjunkturen des Geschäfts, neue Course der Börse, die ganze Existenz schon in Frage stellen, oder wenn die neuen Lebemänner aus den Armen ihrer Maitressen erwachen, kann ihnen das ganze Kaiserthum bereits über den Kopf zusammengefallen sein, und was dann?

Diese neuen Menschen, von denen jetzt so viel die Rede ist, sind die neuen Sclaven, die weit unglücklicher und viel weniger ehrwürdig sind, als die alten Sclaven in der Frohne der Dienstbarkeit und Leibeigenschaft. Die neuen Sclaven sind die Sclaven der gegenseitigen Knechtung und Ausbeutung, wo der Eine den Andern wie eine Citrone auspreßt, und ihn dann verächtlich bei Seite schleudert, um darauf von

dem Ersten Besten, der ihm begegnet, selbst als Citrone behandelt und seinerseits wieder ausgesogen zu werden. Dies Saugen des Einen an dem Andern ist die wahre Komödie der heutigen Zeit, und sie ist um so lustiger, als zuletzt doch Niemand etwas davon im Magen behalten hat, und Alle an einem Hunger kranken, den sie selbst nicht begreifen und der mit Gold und Wollust nicht gestillt werden kann. Die Prostitutions-Dramatik, die in Frankreich eine ganz neue und immer noch wachsende Sphäre der dichterischen Production geworden, kann nicht Farben und Figuren genug zusammenraffen, um diese anklägerischen Sittenbilder ihrer Zeit auf die Bühne zu schleppen, und damit lediglich zum Amüsement aller Betheiligten den Teufel an die Wand zu malen. Die Stücke dieser Art schießen in Paris wie Pilze aus der Erde und tragen eine größere und geringere Portion von scheinheiliger Verderbtheit zur Schau, und wenn sie auch nicht alle so fein und geistreich gearbeitet sind, wie der Vater dieser Gattung, Herr Alexander Dumas fils, sie zu liefern pflegt, so ist doch aus jedem irgend ein interessantes oder merkwürdiges Moment, zur Signatur dieser Epoche gehörig, zu entnehmen.

Herr Dumas fils hat in seinen Stücken, welche die neue gesellschaftliche Stellung des Courtisanenthums

in Frankreich behandeln, diesen gegen die ganze sociale Welt ausgespielten Trumpf als einen liebenswürdigen Fangball aufgegriffen, den er meisterhaft auf dem Spazierstock seines Talents balanciren läßt, und Herr Ponsard hat die Komödie der Börse geschrieben, um den durch das Geld prostituirten Mann, den jetzt durch die Schlange des Agio's verlockten Adam, zu zeichnen, welcher der durch das Geld prostituirten Schönheit und Jugend der Frau würdig zur Seite getreten ist. Es fehlte noch an einem Stücke, das die ganze Gattung dieser neuen Lebemänner, welche jetzt in der Kaiserzeit wirklich leben, und ihr Leben genießen, typisch abschilderte und ihr Bild unter dem charakteristischen Lichtpunkt der Zeit zusammenfaßte. Diese Aufgabe wurde von Herrn Xavier de Montépin übernommen, von dem wir auf dem Théâtre de l'Ambigu comique ein neues Stück sahen, das den uns überraschenden Titel les viveurs de Paris führte, und ein mit Moschus überstreutes Sittendrama ist, in welchem man die Kategorie Dessen, was heut vorzugsweise ein Lebemann genannt wird, genau und von Grund aus kennen lernen kann.

Der Verfasser gehört zu der Generation französischer Autoren, die seit dem Jahre 1848 entstanden sind und einen neuen Parnaß in den Orgien der Grisetten und Loretten gefunden haben, durch welche Li-

teratur sich der Uebergang der Prostitution in die Mitte der gebildeten Gesellschaft wesentlich verbreitete. Xavier de Montépin begann mit den Chevaliers de Lansquenet, denen er die Romane „les filles de plâtre,“ „la Reine Emeraude,“ „l'Aventurier,“ „Mademoiselle la Ruine“ folgen ließ, in welchen er jedenfalls ein glänzendes und glühendes Schilderungstalent aufwandte, um die Lebenszustände der Courtisane ebenbürtig mit den Interessen der übrigen gesellschaftlichen Welt zu machen, und ihre Laster, die früher nicht erwähnt werden konnten, mit dem Reiz des socialen Conflikts zu schmücken. Auch die Viveurs de Paris entstanden als Roman, und wurden von dem Verfasser selbst für die Bühne bearbeitet, wodurch diese halb als Schauder-Drama, halb als Posse wirkende Composition entstand, die jedenfalls das Publikum in großen Massen herbeizog und befriedigte.

Die Viveurs de Paris sind nun freilich kein eigentliches Prostitutions-Drama, obwohl die Courtisane Violette darin der eigentliche Hebel der dramatischen Handlung wird, indem sie, als Dämon der Corruption, alle Schritte leitet und anstachelt, welche der Held der neuen Pariser Lebemänner, der Baron René de Savenay, unternimmt, um die schöne und tugendhafte Gräfin Berthe de Preuil zu verführen und ihrem Mann, den sie auf das Innigste liebt, zu ent-

reißen. Die Courtisane will damit ihre Rache an der tugendhaften Frau vollführen, die sie schon als Kind gekannt und gegen welche sie schon damals den tiefsten Groll und Haß gefaßt, weil ihr Berthe stets als ein Beispiel der ächten Sitte und Weiblichkeit vorgehalten worden. Das Drama selbst bewegt sich vorzugsweise in einer gesellschaftlichen Sphäre, in der zwar das ganze Leben nur aus Debauche, Liederlichkeit und Wegwerfung an den Genuß besteht, in der aber das eigentliche Interesse der Handlung sich um den Kampf dreht, welchen die Männer der Debauche unternehmen, um sich die in der Gesellschaft noch stehen gebliebenen Elemente der Tugend und Sittlichkeit zu unterwerfen, und das Laster wie auf einem neuen Eroberungszuge durch die ganze civilisirte Welt zu führen. Das Ziel der Lebemänner ist der allgemeine Sieg der Prostitution in der Gesellschaft, denn das Leben kann im Sinne dieser neuen Barbaren der Lust nur dann erst vollständig genossen werden, wenn alle Scheidewände zwischen Tugend und Laster gefallen sind, und wenn die unbegränzte Ausbeutung des einen Individuums durch das andere zugleich das einzig herrschende Sittengesetz geworden.

Die Intrigue der Lebemänner, der wir das neue Stück verdanken, entspinnt sich daher auf einem Bal

im Hôtel des Herzogs von Chaumont-Landry, wo die Gräfin Berthe mit ihrem Gemahl erscheint, ein junges Paar, dem der seltsame Ruf vorangeht, daß sie sich über Alles lieben, und daß namentlich Berthe diejenige Frau ist, welche unter allen Frauen in Paris, in Frankreich und vielleicht in der ganzen Welt am meisten und am stärksten ihren Mann liebe. Der Baron Réné und sein Freund Maxime unterhalten sich über dieses Wunder, das sie für ein völlig unmögliches erklären, und der Chef der Viveurs, der Baron Réné, behauptet gradezu, er glaube nicht, daß Frau von Preuil eine Ausnahme von der allgemeinen Regel mache, denn er glaube überhaupt nicht an die Liebe der Frauen für ihre Ehemänner, und bis zur Erprobung des Gegentheils werde er seine Meinung behalten. Die conventionellen Gründe, aus denen in Frankreich meistentheils die Ehen geschlossen werden, mögen nicht mehr die einzigen sein, aus denen dieser Verdacht gegen das tugendhafte Liebesherz der Frau hergeleitet wird. Die allgemeine Verwilderung der gesellschaftlichen Zustände, die durch Geistesleerheit, Luxus und Putz eine völlige Revolution in dem Leben der Frau hervorgebracht hat, zeigt überall einen exaltirten Rausch der Sinne und der Verhältnisse, in dem man sich die Frau nicht mehr im unberührten Besitz aller Tugenden der Weiblichkeit denken kann. Berthe

bewegt sich aber jetzt im Ballsaal in einem Alle blendenden Glanz ihrer Schönheit nicht minder, als ihrer Sitte und Liebenswürdigkeit, und sie unterhält sich mit ihrer Freundin und Begleiterin von nichts Anderem als von den Vorzügen ihres Mannes und von ihrer Liebe zu ihm, wie sie jetzt auch allein und ausschließlich mit ihm tanzt und dem sich andrängenden Baron Réné sogleich eine entschiedene Abweisung ertheilt. Dieser aber bildet sich sogleich seinen Feldzugsplan, der dahin gehen soll, zur Gewinnung der Frau sich zuerst des Mannes zu versichern und ihn zu Einem der Ihrigen, nämlich zu einem Viveur, zu machen, indem man hofft, daß in der Debauche, welche den Mann umstrickt, die Frau zuerst ihn, und dann auch sich selbst, verlieren werde.

Die Lebemänner von Paris gerathen aber noch während des Bals selbst unter sich in eine vertraute Unterredung über ihren eigenen Beruf, den sie sich gesteckt haben, und man ersieht daraus, daß sie diesen Beruf, Viveur zu sein, nicht bloß als eine Kunst, sondern auch wie eine geschlossene Gilde betrachten. Besonders gilt Réné bereits für einen berühmten Viveur „aus guter Schule", und noch dazu für einen reichen Viveur, was in dieser eigenthümlichen Welt, „die sich zwischen dem Boulogner Gehölz und dem

Boulevard Montmartre bewegt, und die im Café Anglais frühstückt und in Maison dorée soupirt,“ als etwas sehr Seltenes betrachtet zu werden scheint. Réné wird citirt wegen seiner Livrée, seines Ameublements, seiner Pferde und Wagen, und man spricht besonders von seiner petite maison in der Allée des Veuves, einer ganz entzückenden Bonbonnière, wie sich Einer der Lebemänner ausdrückt, der man in der „Bohême galante“ (denn so wird das Reich der Viveurs auch genannt) den an die alte Hofhaltung des Ancien-Regime erinnernden Beinamen des Hirschparks gegeben hat.

Wenn sich das Reich der Viveurs vorzugsweise als das galante Böhmen auffaßt, so bringt es dadurch eine, allerdings auch in der Sache liegende, aristokratische Scheidung in denjenigen wild umherschweifenden Elementen der pariser Gesellschaft hervor, welche man seit einigen Jahren mit dieser ungemein pittoresken Bezeichnung la Bohême genannt hat. Diese Bohême bezeichnete allerdings in ihrer ersten Anwendung nur jene cynisch naturwüchsigen Schichten der Gesellschaft, die aus Literaten, Künstlern, Grisetten, und ihrem bunten, wunderlich schillernden Schweif bestehen. Es ist dies eine gesellschaftliche Sphäre, die sich nirgends so specifisch ausgebildet hat als in Paris, und in der Noth, Arbeit

und Vergnügen den Einschlag in eine wunderbar bewegte Existenz bilden, die in sich selbst beständig elektrische Flammen sprüht und bald schiffbrüchig und verzweifelnd, bald jubelnd und des Höchsten sich vermessend, in ihrem Dunkel dahinlebt. Diese niedere Bohême ist zugleich die Vorschule der eleganten Courtisane, die hier im Zustande der Dürftigkeit ihr Herz und auch ihren Geist bildet und in der Liaison mit dem armen Maler oder Schriftsteller die erste Zeit ihrer ächten Liebe feiert, an welche sie sich später an der Seite des reichen Lords stets mit der innigsten Sehnsucht zurückerinnert. Es sind dies die armen Zigeuner, die mitten im Glanzleben von Paris in den böhmischen Wäldern zu wohnen scheinen, so dunkel und dichtverwachsen in sich selbst, so abenteuerlich, so gefährlich und träumerisch ist dies Dasein der Bohême.

Auf einem anderen Punct stehen die Viveurs, welche die vornehmen Zigeuner der heutigen Pariser Gesellschaft sind und in der Unstätheit und Wüstheit des Genusses, der ihre ganze Existenz ausmacht, nicht minder tief in den böhmischen Wäldern wohnen, das heißt, mit allem ihrem Glanz doch nur in einer phantastischen Einöde sich bewegen, in der sie die gemeinen Strauchritter ihres Vergnügens und ihrer Genüsse sind und zuletzt sich nur selbst an die Gurgel fallen

können. Das Leben dieser Viveurs besteht nur darin, sich geistig wie körperlich zu Tode zu leben, und dies ist ein Beruf, den man unter dem heutigen Kaiserreich sehr treffend und vielbedeutend mit diesem ganz neuen Namen bezeichnet hat. Der Viveur von Heute scheint zwar in allen seinen Functionen ganz Derselbe zu sein, wie der Roué von Ehemals, aber diese beiden Begriffe decken sich keineswegs, sondern sind durch die Verschiedenheit der Zeiten, der sie angehören, auch sehr verschiedenartig gefärbt. Der Roué ist ein Aristokrat der alten Zeit, der auch in seiner Genußsucht vorzugsweise ein standesmäßiges Element der Schwelgerei ausgebildet hat und es auch unter die Privilegien seiner Geburt zählt, daß er so toll darauf loswirthschaften kann und die Frage zwischen Moral und Sinnlichkeit immer nur zu Gunsten seiner Person entscheidet. Aus diesem standesmäßigen Haut-Gout des Lasters, welcher den Roué ziert, macht sich der Viveur wenig oder gar nichts, denn obwohl auch er seines Zeichens vorzugsweise ein Edelmann und Aristokrat ist, so hat sich doch an ihm bereits der nivellirende Ausdruck der Epoche bethätigt, und er genießt darauf los, nicht weil es sich für den Adel geziemt vorzugsweise zu genießen, sondern in der gränzenlosen Angst und Hast, dem Leben alles Mögliche abzugewinnen, so lange es nur noch thunlich ist. Das

heutige Kaiserreich kann darum keine Roués, sondern nur Viveurs haben, denn der in seinen Standesverhältnissen gänzlich desorganisirte Adel hat sich noch nicht wieder durch ein napoleonisches Adelsgesetz zusammenfassen und die noblen Passionen sich von neuem verbriefen und versiegeln lassen, während dem Viveur die ganze losgelassene Aventüre des Kaiserreichs in allen seinen Gliedern zittert. Das Empire ist selbst der Viveur, für den es nichts Höheres giebt als das tägliche Dasein und das Darauflosleben, und der den einzigen Grundsatz hat, die Existenz zu verbrauchen und ihr alles Andere zu opfern, weil er nicht weiß, ob sie ihm morgen noch gehören wird. Dieser Charakter aller Kaiser-Zustände, der leichtsinnig und sorgenvoll zugleich ist und in dem man die Gegenwart erschöpft, um nicht auf die Zukunft angewiesen zu sein, wiederholt sich auch in dem Charakter der heutigen Lebemänner von Paris, deren Genußweisheit sich zugleich mit einer bedeutenden Dosis von innerer Melancholie und Verzweiflung mischt.

Der Verfasser der viveurs de Paris hat in seinem Stück diese inneren Seelenzustände der heutigen Lebemänner sehr treffend wiedergegeben. Diese Leute, die das Vergnügen zu ihrem ganzen Lebenszweck gemacht haben, welche die Boudoirs und die Coulissen

für ihr ungeheueres Reich ansehn, in dem sie als die blasirten Sultane herrschen, und die das Königreich der Boulevards und der Avant-Scènes verwalten, kränkeln doch häufiger, als man denken sollte, an dem Gedanken ihrer Zukunft. Der Graf Maxime de Bracy erscheint in dem Stück zuweilen als der Philosoph der Viveurs, und mahnt die Genossen der Debauche an die Einsamkeit und Verlassenheit ihres kommenden Alters, an das verlorene Leben, an die erloschenen Illusionen, wo es keine Freunde, keine Maitressen, keine Familie um den Greis giebt und wo nur die Erinnerungen an die Orgie, verbunden mit Gewissensbisse und Reue, übrig geblieben sind. Er spricht es mit melancholischer Selbstzerknirschung aus: daß die Zukunft der verhängnißvolle Punkt aller Viveurs sei. Zugleich mahnt dieser eigenthümliche Viveur, der die Kassandra im Reiche der Debauche spielt, daran, daß der Punkt der Ehre auch von einem Viveur nie verletzt werden dürfe.

Dieser Mahnung scheint der Chef der Pariser Viveurs, der Baron René de Savenay, allerdings sehr zu bedürfen, denn die Intrigue, welche er ausspinnt, um den Grafen Henri in der Debauche zu verderben und die schöne Gräfin Berthe für sich zu gewinnen, läßt ihm kaum noch den letzten Anspruch auf einen Mann von Ehre übrig. Der Graf wird

von ihm in eine Prostitutions=Liebschaft hineingezogen, die ihn, wie sehr er auch seine Frau liebt, doch schon ziemlich fest zu umstricken beginnt. Die Komödie will hier zugleich zeigen, wie allgefährlich die Bahn der Viveurs ist, und wie keineswegs die edle Natur schon durch sich selbst davor gesichert ist, dieser rauschenden Zauberwelt der Gemeinheit zu verfallen. Aber die Stimme Berthe's und die Kraft der ächten Liebe retten ihn, und er sagt sich wieder los von der Gemeinschaft der Lebemänner, die ihn schon auf der ersten Stufe mit dem Besten, was er besaß, überworfen hatte. Es folgt nun eine höchst wirre und unerquickliche Verwickelung, in welcher Réné, um doch schließlich seinen Zweck zu erreichen, Berthe in den Augen ihres Gemahls zu verdächtigen sucht, als wenn sie mit ihm in ein geheimes Verhältniß getreten sei, und sie zu diesem Ende sogar durch eine Vorspiegelung in seine petite maison zu locken weiß. Seine Courtisane und Helfershelferin Violette leistet dabei die Dienste des Jago in Shakspeare's Othello, und statt des Schnupftuchs handelt es sich um ein Armband mit Smaragden, welches Berthe in diesem Hause verloren hat. Der Viveur wird aber immer nichtswürdiger und ehrloser, und der Komödiendichter demonstrirt damit schlagend und schneidend genug, daß das Plaisir, welches Lebenszweck geworden, vor allen

Dingen ehrlos macht. Eine Nebenjagd René's auf eine tugendhafte Ouvrière, Aline Girard, deren Bräutigam der ehrliche drollige Hornbläser Cabirol ist, versetzt uns zur Abwechselung und Erholung aus der verpesteten Sphäre des Viveurs in die heitere, reine Idylle der Armuth, in welcher die lustigen Vögel der Mansarde zwitschern. Wir erfahren dann unter Anderm, warum es gut ist, daß der Cachemire-Châle einer vornehmen Dame tausend Thaler kostet, weil die arme Ouvrière dann zwanzig Francs für die Ausbesserung desselben empfangen kann.

Die Katastrophe des Stücks wird aber jetzt rasch herbeigeführt. Das Ende eines Viveurs ist das Ende mit Schrecken. Graf Henri, statt durch die Intrigue irre geführt zu werden, tritt als Rächer der verdächtigten Unschuld seiner Gattin auf. René, geohrfeigt und beschimpft, und von Henri in der ganzen Erbärmlichkeit seines Wesens, bis auf die angemaßten Adelstitel, enthüllt, kann in dieser auf ihm lasten bleibenden Schmach kaum noch Zeugen finden für das Duell, dessen ihn Henri noch würdigt, das aber nur zu einer neuen schimpflichen Züchtigung für ihn ausschlägt. Was ist nun aber die Moral dieser ziemlich unterhaltenden Komödie, in der, wie es früher in Deutschland bei Iffland und Kotzebue Mode war, „das Laster sich erbricht“ und die „Tugend sich zu

Tische setzt!“ Dieser Schluß, welcher das tugendhafte Ehepaar triumphiren läßt über die Anfechtungen der glücksritterlichen Debauche, stellt zwar, was hier auch gar nicht schwer war, die sittliche Weltordnung wieder her, man kann aber nicht sagen, daß eigentlich das Interesse des Stücks auf dieser moralischen Pointe ruht. Das Interesse ist vielmehr bei dieser Production, wie bei allen anderen ähnlichen Schlages, die sich auf der heutigen Pariser Bühne zugleich als Sittenspiegel zu gebärden scheinen, das Interesse einer Räubergeschichte, in welcher die Unthaten und Händel dieser Räuber, wie selbst ihre Conflicte mit der sie verfolgenden Obrigkeit, zugleich amüsiren sollen, wenn man auch über den Charakter dieser verlorenen Helden keinen Augenblick im Zweifel gelassen wird. Auch ist es vom moralischen Gesichtspunkt aus sehr die Frage, ob es zu irgend etwas helfen kann, Tendenzstücke gegen die Viveurs zu schreiben. Diese Buschklepper der heutigen eleganten Welt sind nicht so leicht zu bessern, denn sie treiben ihr glänzendes und gefährliches Handwerk theils mit vollem Bewußtsein, theils sind sie die nothwendigen Symptome eines faulenden Gesellschaftszustandes, der sie trägt, ebenso wie er sie erzeugt hat.

Wenn wir vorher auf einen inneren Zusammenhang des Empire mit diesen galanten Freibeutern der

Gesellschaft hindeuteten, so sind wir weit entfernt gewesen, dabei auf die Sittlichkeit, welche an der Spitze des neuen Kaiserreichs herrscht, irgend ein Streiflicht fallen lassen zu wollen. Noch kein französischer Hof hat die sittlichen Gefühle der Nation so wenig verletzt und benachtheiligt, als der gegenwärtige napoleonische Kaiserhof, der nach dieser Seite hin jedenfalls durch hohe Mauern von dem Publikum abgeschieden zu sein scheint. Es liegt aber in der Natur jedes absoluten Regime's, daß man geneigt ist, den absoluten Herrn, der Alles kann und will, auch für die Verwilderung und Unterhöhlung der Sitten seines Landes verantwortlich zu machen. Wenn in dem heutigen Kaiserreich eine größere Menge von vornehmen Müßiggängern und eleganten Schurken, die als Vampire an der Gesellschaft und an der sittlichen Gemeinschaft saugen, losgelassen zu sein scheinen, so ist dies allerdings auch die natürliche Folge eines öffentlichen Zustandes, in welchem der materiellen Herrschaft nicht mehr durch den Geist, der Macht nicht mehr durch die Wahrheit, dem Schein nicht mehr durch das Sein, das Gleichgewicht gehalten wird, und in dem die National-Ehre einzig und allein auf die Chancen der Gloire angewiesen wird. Es fragt sich aber doch, ob sich Napoleon III. nicht eines Tages genöthigt sehen könnte, ebenso wie er die engen und schmutzigen

Gassen von Paris abbrechen und hinwegbauen ließ, so auch gegen den sittlichen und socialen Morast dieser Lebemänner von Paris seine Hand auszustrecken und die galanten Tagediebe, deren Zusammenhang mit dem Verbrechen selbst die Theaterstücke aufzeigen, zum Besten einer sittlichen und geistigen Entfaulung des Landes deportiren zu lassen? Vielleicht würde auch ein permanentes Militair-Lager, wie das bei Châlons sur Marne in der umfassendsten Weise zu werden verspricht, in dieser Beziehung die besten socialen Dienste leisten können. Denn wenn ein Viveur, militairisch eingeordnet in ein solches Lager, und für die Arbeiten und Dienste desselben verwandt, einmal ein Jahr lang außer Paris leben müßte, und keine Maitressen, keine glaces, keine Glanzstiefel, keine frères Provencaux mehr haben könnte, dafür aber zuweilen einige körperliche Züchtigung eintauschte, so würde Paris bald keine Viveurs mehr haben und würde auf diese Weise am besten die Austrocknung der pontinischen Sümpfe an sich moralisch vollbracht sehen. Es würde dann auch nicht mehr nöthig sein, Stücke gegen die Viveurs zu schreiben, denn der Kaiser schreibt selbst die Tendenzstücke auf dem allerwerthesten Pergament seiner Unterthanen nieder.

Von dem Interesse an solchen Mordgeschichten der Immoralität und des socialen Scandals ist nur

ein kurzer Schritt der Wiederaufnahme des Räuber-Romans in Paris, und es deuten bereits viele Erscheinungen darauf hin, daß diese eigenthümliche Gattung, die in Deutschland längst auf die untersten Stände abgeworfen worden, und nur noch dazu dient, die Marktweiber mit ihren Kohlentöpfen um die Wette zu erwärmen, jetzt in dem stolzen Frankreich und bei seinem eleganten Publikum zu einer Erneuerung gelangen werde. Der Räuber-Roman, der früher als Auswurf deutscher Phantastik und als die Frucht wirklichkeitsloser Nationalzustände so vielfach verhöhnt und belächelt worden ist, wird wahrscheinlich die nächste Phase der schönen Literatur in Frankreich bezeichnen. Mit welcher Begierde sich bereits das Pariser Publikum den Gestalten großer Räuber und Mörder anschmiegt, geht aus dem ungemeinen Glück hervor, welches jetzt die auf der Porte Saint Martin und andern Theatern aufgeführten Räuberstücke machen.

Von dieser Art sahen wir Les Chevaliers du brouillard, von den Herren Dennay und Bourget, ein sehr geschickt gearbeitetes aber voll der abscheulichsten Frazzen steckendes Machwerk, in fünf Acten und zehn Tableaux, das durch seine allabendlichen Wiederholungen der Casse der Porte Saint-Martin die glänzendsten Einnahmen bringt. Es ist dies ein

Spitzbuben- und Gaunerstück aus dem Leben Jack Sheppards, worin auch andere englische Räuber von Ruf, wie Jonathan Wild, auftreten und mit ebenso viel Kühnheit als Gewandtheit ihre den bürgerlichen Gesetzen hohnsprechenden Thaten ausführen. Jack Sheppard, der Sohn des Erhängten, wird von einer kleinen allerliebsten Schauspielerin, Marie Laurent, mit einer unglaublichen Keckheit und Virtuosität dargestellt. Die junge Actrice wird in dieser räuberischen Beinkleider-Rolle, die ihr so vortrefflich steht, schon auf dem Theaterzettel in einer Vignette abgebildet, und zwar in einer der verwegensten Situationen, in der sie eben ein Pistol auf die sie verfolgenden Häscher abfeuert. In dem Stück selbst wechseln schauerliche und burleske Scenen mit drastischem Ungestüm, und um den Reiz an dieser Verbrecher-Romantik noch zu erhöhen, werden Bacchanal-Tänze, Dolch-Pas und Messer-Solo's eingelegt, die das criminalistische Grausen mit einigen behaglicheren Erregungen unterbrechen. Das Publikum wohnte den Entwickelungen dieses Drama's mit einer Spannung und inneren Theilnahme bei, wie wir sie in diesem Theater früher kaum bei den großen melodramatischen Schaudergemälden, die hier ihre Heimath hatten, und namentlich vor den schwunghaften Effect-Stücken Victor Hugo's, sich bethätigen sahen.

Man sieht, daß es ein neues Interesse ist, von welchem das französische Publikum, das in Mode- und Geschmacksrichtungen von Zeit zu Zeit kindischer ist als jedes andere, beherrscht zu werden anfängt. Die deutschen Räuber-Romane haben alle Aussicht dazu, in Frankreich neu aufgelegt oder in einem zeitgemäßen Gewande übertragen zu werden, und wir zweifeln nicht, daß Rinaldo Rinaldini, Cäsar Caffarelli, Schinderhannes und der bairische Hiesel bald nicht nur als Theatergestalten auf die französische Bühne kommen, sondern auch für die Romanlektüre, vielleicht selbst durch die Hände der renommirtesten Romanciers, ihre Verarbeitung finden werden. Alex. Dumas und andere Autoren haben in ihren neuesten Producten schon mit Gestalten dieser Art auf das Vielfältigste angebunden. Die Mohicains de Paris von Alexander Dumas, die den ganzen zweideutigen und gefährlichen Niederschlag der Gesellschaft unter diesem wildgrotesken Aushängeschild behandeln, tragen schon den Räuber-Roman mit recht fetter Nahrung in sich. Eine Stufe tiefer rangirt sich der große Xavier de Montépin mit seinen Chevaliers de lansquenet, die unsern deutschen Räuber-Romanen von Spieß und Cramer in keiner Art etwas nachgeben.

Ueberhaupt stehen diese Bohemiens, diese Viveurs, diese Mohicains, von denen die neueste französische

Literatur voll ist, alle bereits auf der Grenzlinie der Verbrecher-Welt, und man möchte fast Gott danken, wenn sie sich nur recht bald entschließen wollten, Räuber und Mörder zu werden, um von der Polizei in ein sicheres Verwahrsam abgeführt zu werden. Wie die Courtisanen siegreich in die Mitte der Gesellschaft vorgedrungen sind und der tugendhaften Frau nicht nur ihren Platz sondern auch die Geltung ihrer Tugend streitig zu machen anfangen, so liegt auch hier für die prostituirten Männer, welche durch die öffentlichen Zustände an ihrer Ehre beschädigt oder an der natürlichen Wirksamkeit ihrer Kräfte gelähmt worden sind, der Punct angedeutet, wo jeder gesunde Ausweg der Thatkraft verstopft ist oder die Thatkraft leicht in das Verbrechen überschlägt. Das Verbrechen und die geheime Polizei werden in solchen Zuständen ein Haupteinschlag in das Gespinnst des socialen Lebens, das ein mysteriöses Colorit dadurch erhält, hinter dem man nichts Vertrauenswürdiges mehr muthmaaßt.

Die Polizei ist im heutigen Kaiserreich allerdings ein starkes memento mori, und sie trägt jedenfalls dazu bei, die Phantasie auf eine unheimliche Weise zu reizen und im Hintergrunde Schrecknisse aller Art vermuthen zu lassen. Plötzlich kann man sich auf einer Fiacre-Fahrt durch Paris von einem an einer

Straßenecke aufgestellten Sergeant angehalten sehn, der dem Kutscher mit einem strengen unabweislichen Wink bedeutet, gerade diese Straße nicht zu fahren, sondern, wenn auch mit einem großen Umweg, in eine Nebengasse einzubiegen. Der Fiacre=Kutscher befolgt mit einem stillen Ingrimm diesen Wink auf das Pünktlichste, und entledigt sich erst nach einiger Zeit und in einer bedeutenden Entfernung von dem Sergeant eines unverständlichen Fluches, der meist zwischen den Zähnen stecken bleibt. Die Sache hat jedenfalls in einer polizeilichen Recherche ihren Ursprung, die in der betreffenden Straße um diese Stunde abgehalten werden soll, und man will dann wahrscheinlich die Wagen fernhalten, um bei einem entstehenden Auflauf nicht behindert zu werden. Oft wird aber gar nichts daraus, und es bleibt, wie bei unzähligen ähnlichen Vorgängen in dem heutigen kaiserlichen Paris, nur ein unaufgelöstes Räthsel übrig, das einige Tage wie ein Alp auf der davon berührten Bevölkerung lastet. Diese heimlichen Aufregungen der Phantasie sind an der Tagesordnung, und tragen gewiß wesentlich dazu bei, den Sinn für schauerliche Vorgänge und Räubergeschichten im Publikum zu nähren. Die Verwilderung des Geschmacks auf der Bühne und in den Büchern schließt sich dann leicht als natürliche Folge diesen Zuständen an, und man

wird sich nicht wundern dürfen, wenn der Reiz an einer ganz gemeinen materiellen Romantik, in der die krankhaft gewordene Phantasie mit den polizeilichen Hebeln um die Wette arbeitet, tonangebend wird. —

Der Kaiser ist selbst einer der tiefgebildetsten und befähigtsten Köpfe in Frankreich, der in vieler Hinsicht den besten schaffenden Geistern ebenbürtig dasteht, und man könnte annehmen, daß ihm Bildungszustände solcher Art, die auf dem Grunde seiner neuen Herrschaft entstehen, innerlichst widerstreben müssen. Er, welcher einst im Gefängniß die „Ideale" von Schiller in's Französische übersetzte, und seinen Sinn nur immer in einem großen und tiefen Zusammenhang auf eine Welt der Zukunft gerichtet hielt, kann an einem Zerfallen und Verkommen des französischen Geistes unmöglich Freude finden. Aber auf der andern Seite mag bei einer so gewaltigen Macht-Construction, auf die es von seinem Standpunct aus vorzugsweise abgesehen ist, das ästhetische Interesse als ein gänzlich untergeordnetes leicht zusammenschwinden, denn nur die Machthaber, die an ihrer Gewalt schon ängstlich flicken und künsteln müssen, oder derselben überhaupt nicht gewachsen sind, pflegen zugleich ästhetische Tyrannen zu sein. In einer großen und festen Absolutie, die Macht aus Macht entwickeln

und thatsächlich in weiten Kreisen herrschen will, ist es freilich ziemlich gleichgültig, ob die in diesem Bau als Mauersteine dienenden Menschen höhere Bildung im Leibe haben, oder ob sie mit Räuber-Romanen und Prostitutions-Dramen gefüllt sind. Die universale Größe des Baues, der aufgeführt werden soll, wird dann die Hauptsache, und aus einem neuen colossalen Kraftkörper strömt dann mit der Zeit auch eine neue Bildung aus, die den verrotteten und faul gewordenen Kram der alten Civilisation nur als Dünger für ihr Wachsthum gebraucht zu haben scheint. —

V.

Fiammina, Madeleine Brohan und das Theater.

Obwohl die gesellschaftlichen Fragen nicht mehr, wie sonst in den Romanen der George Sand, in der heutigen französischen Tagesliteratur debattirt werden, indem die Welt der Gesellschaft in der heutigen Poesie der Franzosen nur noch als ein unterschiedsloser, aus Genußsucht, Geldgier und Ehrlosigkeit zusammengerührter Mantsch erscheint, so tauchen doch von Zeit zu Zeit noch einzelne Erscheinungen hervor, die mit vielem Gefühl und Ernst die inneren ethischen Kämpfe der heutigen Gesellschaft, die Conflicte von Sinnlichkeit und Sitte, und den Widerspruch der allgemeinen Genußberechtigung mit gewissen geheiligten Formen und Begriffen der socialen Welt, zum Gegenstand der Darstellung nehmen. Ein wirklich sociales Sittenstück in dieser Art ist die Fiammina von Mario Uchard, eine Komödie,

der auch in der dramatischen Composition eine höhere Kunstvollendung nicht abzusprechen ist, und an der das Théâtre français jedenfalls eine seinem alten Range gemäße Neuigkeit mit dem größten Erfolg in Scene gesetzt hat.

Es ist dies ein in vielem Betracht merkwürdiges Drama, welches sich zu der schneidenden Höhe einer socialen Tragödie emporgipfelt, indem es die Geißel sittlicher Rache über ein Glanzverhältniß der modernen Corruption schwingt. Die tragische Heldin und Märtyrerin dieser Verwickelung ist Fiammina, eine italienische Sängerin, die nichts Schlimmeres gethan hat, als was ihre Standesgenossinnen der italienischen, wie der französischen und deutschen Oper, des Lustspiels wie des Trauerspiels, vor ihr tausendfältig gethan haben, indem sie nämlich auf ihrer rauschenden und verführungsreichen Bahn dem Sittengesetz den Rücken gekehrt und gegen alle ethischen Bande, von denen sie festgehalten werden könnten, die Freiheit ihres Naturells und ihrer Leidenschaft behauptet hat. In der sittlichen Sphäre der Schauspielerin liegt eine sociale Ausnahmestellung, die mit der Ausübung ihres Talents auf das Genaueste zusammenhängt. Denn die Entfesselung ihrer Sinne und ihrer Verhältnisse kommt bei ihr leicht der dramatischen Kunst zu Gute, der dadurch die Folie naturwüchsiger und vollsaftiger

Leidenschaft mit den stärksten Zügen der Wahrheit unterbreitet wird. Der Courtisane fehlt der Kunstzweck, um der Schauspielerin ebenbürtig zu sein, und ihre lediglich auf die Verwerthung ihrer Person angewiesene Stellung ist darum in der modernen Gesellschaft eine von vornherein geächtete, während die alte Gesellschaft auch der Schauspielerin rücksichtslos dieselbe Kategorie anwies und keine sociale und moralische Ausgleichung darin anerkannte, daß die Freiheit der Sitten mit in das Rollenfach gehöre. Die Gesellschaft hat aber heut mit der Emancipation der Künstlerin zugleich den glänzenden Kreis einer Corruption gezogen, in welcher der ganze parfümirte Mode-Scandal der heutigen Welt auf die buntscheckigste und lustigste Weise sich ablagert und Luxus, Genußsucht und Freizügigkeit der Sinne und Leidenschaften über alle andern anerkannten Conventionen der Gesellschaft weit hinaus triumphiren. —

Fiammina, schon in Italien gefeiert und berühmt, ist nach Paris gekommen, um in der italienischen Oper ein Gastspiel zu geben, das bereits alle Enthusiasten und alle Salons der französischen Hauptstadt aufregt. Diese Kunde dringt auch in das stille Atelier eines Malers, Daniel Lambert, der mit seinem Sohn Henri in einer innigen Familiengemeinschaft lebt und demselben auch die Mutter, die für

längst gestorben gilt, durch seine sorgliche Liebe ersetzt hat. Die Verlobung Heinrichs mit Laura Duchateau, der Tochter eines Deputirten, der zugleich ein etwas ridicüler Theater- und Musik-Enthusiast ist, giebt zu vertraulichen Eröffnungen zwischen Vater und Sohn Anlaß, und Lambert gesteht seinem Sohn, daß seine Mutter die jetzt in Paris anwesende berühmte Sängerin Fiammina ist. Lambert hatte die Fiammina in Rom geheirathet, als er im Beginn seiner ruhmvollen Künstlerlaufbahn stand, aber durch den Einzug einer großen Theater-Sängerin in sein Haus war bald die Ruhe und Reinheit des häuslichen Friedens gewichen, und das Unglück hatte seine Schwelle überschritten. Fiammina selbst hatte die harmonische Abgegrenztheit eines glücklichen Ehelebens nicht aushalten können und trennte sich von dem Gatten, um unabhängig im Reich der Leidenschaften und der Aufregungen walten und herrschen zu können. Lambert deutet die Besorgniß an, daß sein Geständniß, wer Heinrichs Mutter sei, vielleicht einen störenden Einfluß auf seine beabsichtigte Verlobung ausüben könne, aber Heinrichs Herz geht in diesem Augenblick nur in dem beglückenden Gedanken auf, eine Mutter zu haben. Man sieht darauf die Fiammina im Salon des Deputirten Duchateau auftreten, wo sie zugleich am Arm des Engländers

Lord Dudley, mit dem die Sängerin seit ihrer Trennung von ihrem Gemahl in einer innigen und regelmäßigen, wenn auch nicht durch das Gesetz sanctionirten Verbindung lebt, erscheint. Die Fiammina ist eine glänzende und liebenswürdige Persönlichkeit, die den ganzen mit Patschouli geschwängerten Nimbus einer großen Theater-Prinzessin an sich trägt, dabei aber mit einer sehr taktvollen Haltung sich zu benehmen scheint. Ihre Norma hat am Abend vorher Alle bezaubert, und der Salon hallt jetzt von den Entzückungen wieder, als in diesem Augenblick Heinrich eintritt, welcher der Sängerin als der Sohn des berühmten Malers Daniel Lambert vorgestellt wird. Es entsteht dadurch auf beiden Seiten ein Moment der tiefsten, bedeutsamsten Ueberraschung, in der selbst Fiammina kaum ihre Fassung zu bewahren weiß. Während die Damen in den Garten hinuntergehen, bleibt Heinrich mit Laura, seiner Braut, zurück, die mit dem Spähertalent der Liebe das Geheimniß herausgebracht hat, daß Heinrich ein Duell vorhabe. Daniel Lambert kommt dazu, und Heinrich vertraut ihm bei Seite, daß ein Vorfall im Theater während der gestrigen Vorstellung der Norma ihn zu einer Herausforderung veranlaßt habe. Zwei Offiziere der Ehrenlegion, die auf einer Bank vor ihm gesessen, hatten laut von der Fiammina gesprochen, und be-

haupte, sie in Italien gekannt zu haben, wo sie die Maitresse des Lord Dudley gewesen sei. Da war Heinrich im Gefühl für seine Mutter von einer heißen Gluth hingerissen worden, und mit dem Ausruf: das ist eine Lüge! wechselte er mit dem Fremden die Karte. Der Letztere aber hatte ihn beim Erblicken seines Namens um Verzeihung gebeten, und ihm gesagt, er sei ein alter Freund seines Vaters und er wisse Alles. Daniel Lambert äußert sich gegen den Sohn, daß er keine Ursache zu einem Duell sähe, denn es bestehe keine Gemeinschaft mehr zwischen ihm und seiner Mutter, und ihre Ehre sei nicht die seine, seine nicht die ihre. „Aber das Kind, das zwischen Beiden steht?" fragt Heinrich. „Das Kind, welches die Scheidung nicht vom Vater, nicht von der Mutter losreißt?" Daniel erkennt mit ruhigen, selbstbewußten Worten dies Ausnahmeverhältniß des Kindes an, und räth ihm, nur seinem Herzen und seiner Vernunft bei der Wiederbegegnung mit seiner Mutter zu folgen. Dann kommt eine Scene zwischen Daniel Lambert und Duchateau, welcher letztere über die Verlobung seiner Tochter Laura mit Heinrich plaudern will und die dabei eintretenden Vermögens-Bedingungen für abgemacht erklärt, als ihm Daniel jetzt eröffnet, daß Fiammina seine frühere Frau und die Mutter seines Sohnes sei. Duchateau geräth

darüber in die allergrößte Verwirrung, und obwohl er das Vorurtheil der Welt über das Theater nicht theilt, so ist er doch plötzlich so sehr in Zweifel gerathen, daß er sich die Frist zu einer gründlichen Ueberlegung ausbittet. Fiammina kommt mit Dudley und den Damen aus dem Garten zurück, sie erklärt sich unwohl geworden, und lehnt es ab, dem Diner beizuwohnen. Ihre Begegnung mit Daniel, die zuerst in einer ungemein förmlichen Begrüßung besteht, beschleunigt diesen Entschluß und treibt sie zum sofortigen Aufbruch. Die Scene nimmt eine hinreißende Beweglichkeit an. Fiammina wird von den auf sie gerichteten Blicken ihres Sohnes und von der Nähe Daniels fast ohnmächtig und stürzt in der auffallendsten Hast aus dem Salon. Heinrich tritt dem ihr folgenden Lord Dudley mit einer scharfen Bestimmtheit in den Weg, und begehrt eine Stunde von ihm, in der er ihn morgen sprechen könne. Aus der Manier des gestellten Begehrens erkennt man, daß es sich nicht blos darum handeln werde, die Bilder Mylords zu sehen, von denen vorher die Rede gewesen. Die heimlichen Worte Heinrichs: „Die Geliebte verloren! Rette die Ehre!" bezeichnen noch entschiedener den tragischen Punkt, auf welchem das Drama angelangt ist.

Im dritten Act belauschen wir im Salon der Fiammina ein vertrautes Gespräch, in welches sie mit ihrem edlen Freunde Lord Dudley, den man stets die würdigste Haltung eines Gentleman beobachten sieht, gerathen ist. Die Vergangenheit und ihr eigenes Verhältniß kommt in einer etwas melancholischen Tonart zur Sprache, und der Lord appellirt an das Glück, welches er ihr zehn Jahre hindurch geschaffen habe. Sein Argwohn ist rege gemacht, und er ahnt, daß Fiammina in Paris ihren Mann wiedergesehen, von dem er annimmt, daß er sie einst unrechtlicher Weise verlassen und dem Unglück und der Hülflosigkeit preisgegeben habe. Er bietet ihr seinen Schutz gegen diesen Gatten an, aber sie weist auf ihren Sohn hin, die Quelle ihrer Leiden, ihrer Thränen, die sie auch dem Freunde bisher verborgen gehalten. Sie hatte nie gewagt, ihm von ihrem Sohne zu sprechen, denn sie glaubte stets, es müsse sie in seinen Augen herabsetzen, daß sie dies Kind verlassen konnte. Jetzt tritt der Sohn der Ehe als eigenthümliches Moment auch in das Verhältniß zwischen der Sängerin und dem Freunde hinüber.

In dem Herzen Fiammina's bereiten sich aber jetzt die tiefsten Erschütterungen. Sie blickt auf ihr vergangenes Leben zurück, und muß sich gestehen, daß sie Alles erschöpft hat, was Glanz und Eitelkeit ge=

währen können, und daß sie alle Freuden dieses Scheinlebens genossen, welches die Künstlerinnen-Laufbahn darbietet. Aber der Alles verzehrende Enthusiasmus dieser Laufbahn hatte sie zugleich über alle edleren und höheren Gefühle des Weibes getäuscht, und sie muß bekennen, daß sie sich von ihrem Gatten, der sie mit der innigsten Hingebung und der grenzenlosesten Liebe umgeben, nur deshalb getrennt habe, weil sie, berauscht von ihren Erfolgen, nur von Freiheit und Glanz träumte und durch ihren Gatten ihre Zukunft bedroht sah. Jetzt aber, wo ihre unersättliche Ruhmsucht sie nach Paris getrieben, um hier die höchste Stufe ihrer Triumphe zu erklimmen, muß sie sich so heftig, wie sie es nie für möglich gehalten, an ihr Mutterherz gemahnt sehn. Heinrich erscheint jetzt, um dem Lord Dudley den angekündigten Besuch zu machen, und Fiammina, die vor Sehnsucht entbrennt, ihn wiederzusehen, die wissen möchte, ob er sie kennt, empfängt ihn zuerst, und knüpft mit ihm ein Gespräch an, das aus gezwungener und verlegener Förmlichkeit bald in eine heimliche, athemlose Bewegung überschlägt. Ihren näheren Hindeutungen auf seine Mutter weicht er mit einer schmerzlichen Zurückhaltung aus, die aber schon nahe daran ist, mit allen ihren Gefühlen loszubrechen. Der Zutritt Lord Dudley's unterbricht diese in ihrer Einsylbigkeit unge-

mein spannende Scene, und Fiammina zieht sich zurück, indem es sie ihrem Sohne gegenüber in eine eigenthümliche Verlegenheit setzt, daß der Lord ihr heut einen besonders zärtlichen Antheil widmet, was Heinrich mit zürnend auf sie gerichteten Blicken beobachtet hat. Die Auslassungen zwischen Dudley und Heinrich nehmen sogleich den ernstesten Ton an, denn Heinrich, von Leidenschaft und Gefühl hingerissen, klagt den Lord sogleich als den Räuber an, der sein Leben gebrandmarkt, der ihm Ehre und Glück geraubt, und die größte aller Beleidigungen ihm zugefügt habe. Der Lord, der die Kaltblütigkeit eines noblen Herzens zu bewahren weiß, und mit Vorsicht den Grund dieser entsetzlichen Anklage erforscht, erklärt es für unmöglich, sich mit dem Sohne Fiamminas zu schlagen, obwohl Heinrich auch für die Ehre seines Vaters die blutigste Genugthuung fordert.

Inzwischen haben auch einige sehr zum Thema gehörende Auseinandersetzungen zwischen Daniel Lambert und Duchateau über die Unmöglichkeit stattgefunden, daß ihre Kinder unter den obwaltenden Verhältnissen sich heirathen. Duchateau ist freilich ein Mann, der als Deputirter einen politischen Charakter hat, und, wie er sagt, in einem Hause von Glas wohnt, wo funfzig Journalisten an den Thüren horchen und in die Fenster gucken. Seine Stellung scheint

ihm die größte Schonung, die äußerste Vorsicht zu erfordern, und er meint, Heinrich sei schon einmal in den Fall gekommen, wegen scandalöser Anspielungen auf Fiammina ein Duell anbieten zu müssen, dies werde sich öfter wiederholen, und er selbst werde es nicht aushalten können, wenn man sich gewisse Bemerkungen über die Schwiegermutter seiner Tochter erlauben sollte.

Seinem Culminationspunct nähert sich das Stück in der darauf folgenden Zusammenkunft zwischen Daniel und Fiammina an, welche in ihrer angstvollen Erregung kommt, um seine Mitwirkung zur Verhinderung des Duells, zu welchem sich Heinrich im Theater engagirt hat, in Anspruch zu nehmen. Diese Zusammenkunft muß zu den tiefgreifendsten Erörterungen führen. Aber sie muß ihn, den Gatten, von dem sie sich eigenwillig getrennt, vor Allem segnen für Das, was er an ihrem Sohn gethan, und wodurch er sich volle Vergeltung verschafft habe für das Böse, das Daniel Lambert von ihr empfangen. Das kühle gemessene Wort Daniels, „lassen wir die Vergangenheit ruhen!" kann den Strom der unterwegs befindlichen Herzensbekenntnisse nicht mehr aufhalten. Fiammina klagt sich selbst auf das Härteste an, aber sie macht ihm den Vorwurf, daß er sie hätte retten können, und es nicht gethan habe. Denn nachdem

sie sich zuerst von ihm getrennt, und vier Jahre lang allein durch die Welt umhergeirrt sei, allen Versuchungen des Theaterlebens, allen Verläumdungen ausgesetzt, und sie allen Verführungen widerstanden habe, wäre der Schutz eines Stärkeren, den sie wieder von ihm erfleht, ihr wie eine Hülfe Gottes gewesen. Daniel erwiedert einfach: „Madame, wenn eine Frau ihren Mann verlassen, fern von ihm gelebt hat, ist ihre Ehre nicht mehr makellos, alles Glück ist damit unwiederbringlich verloren. Der Zweifel an ihr tödtet die Liebe, das Vertrauen, die Achtung; ich konnte nicht mehr vergeben, es war zu spät!"

Fiammina, deren Seelenschmerzen den äußersten Grad erreichen, erfährt zugleich, daß Heinrich Sie, seine Mutter, gekannt, als er bei ihr gewesen, und sie erklärt sich für verloren, weil sie daraus ersehen muß, daß er sie verläugnet habe. Nicht minder betroffen und erschüttert wird sie durch Das, was ihr Daniel Lambert mittheilt. Aber sie hält es für unmöglich, daß Heinrich sich mit Lord Dudley schlagen wolle. „Warum unmöglich?" fragt sie Daniel. „Mußten Sie es sich nicht voraussagen, als Sie Ihre Familie verließen, daß ein Tag kommen wird, wo Ihr Sohn in Ihr Leben blickt?" Sinneverwirrt, beginnt die große Fiammina in all ihrer Herrlichkeit zusammenzubrechen. Die berühmte Künstlerin, die

gefeierte Schönheit, schwankt und zittert, und der glänzende Nimbus um ihr geniales Haupt fängt an zu erblassen. Daniel aber steigert seine Anklage, und faßt sie in dem gewichtigen Wort zusammen: „Sie haben die Bande zerrissen, die Sie hinderten, nach Ihrer Wahl, nach Ihren Neigungen zu leben. Gäb' es noch eine Tugend auf der Welt, wenn die Vernachlässigung aller Pflichten nicht Verzweiflung und Elend im Gefolge hätte?"

Durch das Eintreten Heinrichs wird diese Scene zu der allerwunderbarsten socialen Situation, indem Daniel ihm, dem Sohne Beider, das Recht zuerkennt, „über unser Leben, über seine Stellung in der Gesellschaft Rechenschaft von uns zu fordern. Er frage, wir antworten!" Daniel ernennt den Sohn zum Richter im Namen der „Heiligkeit der Familie," denn diese sei „der Banner des häuslichen Heerdes, für den man Alles, selbst sein Leben, opfern müsse." Fiammina bekennt sich allein für schuldig, sie bekennt, thörichten Träumen die heilige Pflicht, über die Kindheit des Sohnes zu wachen, geopfert zu haben, und mit diesem Bekenntniß sinkt sie zu den Füßen ihres Sohnes nieder, um vor ihm knieend Verzeihung und Mitleiden zu erflehen. Auf dieser schneidenden Höhe kündigt sich die Schlußkatastrophe des eigenthümlichen Drama's an.

Dudley kommt herzu, um die unselige Angelegenheit mit dem Duell zu ordnen, indem er erklärt, daß er sich niemals mit Heinrich schlagen werde, daß er aber zu jeder Genugthuung bereit stehe, wenn Daniel Lambert sich durch ihn verletzt fühle. Daniel erwiedert mit einem bedeutungsvollen Blick auf Fiammina, er habe keine Beleidigung zu ahnden, Niemand zu vertheidigen. Fiammina erkennt sich dadurch nun von Allen verläugnet, von Allen aufgegeben. Zugleich muß sie sehn, wie ihre Person, ihre Existenz die Ursache geworden ist, daß das Bündniß zwischen Heinrich und seiner Braut zurückgehen soll. Sie kann es nicht aushalten, den Sohn als ein „Opfer ihrer Schuld," und ihr Leben als „einen Flecken in dem seinen" zu erkennen. Unter der ungeheuren Wucht dieser Verwickelung giebt es für sie nur Einen Entschluß, und sie faßt ihn mit der hohen Weihe einer Priesterin, die sich selbst als Opfer auf ihren Altar stellt. Sie beschließt, sich fern von der Welt in die Einsamkeit zurückzuziehn, und noch an demselben Abend Paris und das Theater zu verlassen. Ihr augenblicklicher Abschied trägt den Charakter der Größe. Die letzte Bitte, welche sie an Dudley richtet, ist die, sie in ihrer Einsamkeit nicht aufsuchen zu wollen, und dies Versprechen feierlichst gegen Daniel und Heinrich auszudrücken. Dem Sohn sagt sie, daß er später

den Ort erfahren werde, wohin sie sich von der Welt zurückgezogen habe. Denn komme einst eine Zeit, wo er glauben werde, daß sie genug gebüßt habe, so werde er sie vielleicht aufsuchen und sie dann: Seine Mutter! nennen. Dies Wort entstürzt sich aber jetzt schon mit ächtem Herzensklang den jubelnden Lippen Heinrichs, und Fiammina feiert in diesem Abschied den ersten seligen Moment ihrer Mutterliebe, in den auch der thränenvolle Zug einer Versöhnung mit Lambert eintritt. Dieser hat die ganze Katastrophe hindurch die kalte zurückhaltende Würde des verletzten Ehrenmannes bewahrt, der eingedenk dessen bleibt, was ihm geschehen ist, ohne seinem Herzen darum die innerste Regung zu verwehren. Selbst zum Schluß sagt er mit seinem unbeugsamen Gerechtigkeitssinn zu dem Sohn, daß sich dies Haus nun nicht mehr seiner Mutter öffnen könne, aber er fordert ihn zugleich auf, vor ihrer Abreise noch zu ihr zu gehn, und den Schatz seiner kindlichen Liebe zwischen ihm und ihr zu theilen. Er fügt jetzt hinzu, daß er ihr Alles vergeben und daß jeder Vorwurf der Vergangenheit nunmehr der Anerkennung, ja der Bewunderung der Gegenwart gewichen sei! —

So schließt diese Komödie, welche auf eine so eigenthümliche Weise das Ausnahmeleben der Schauspielerin vor den Richterstuhl der höheren Ethik ge-

zogen hat, mit einer versöhnenden Wehmuth, die eigentlich nicht in der Anlage ihres Plans und ihrer Absichten gelegen haben kann. Denn das merkwürdige Stück hat seinen Ursprung offenbar in der Intention genommen, nicht nur diese feine Rache der Sittlichkeit gegen das Glanz- und Modewesen des Theaters auszuführen, sondern auch für ein eigenes Lebensverhältniß gegen Diejenige, welche den treuen Herzensbund mit einem Ehrenmanne der goldenen Farce ihres Standes geopfert, zu plaidiren. Der Verfasser selbst, Mario Uchard, ist dabei mit seinem Verhältniß zu Madeleine Brohan, einer bekannten französischen Schauspielerin, die noch jetzt dem Théâtre français angehört, als Pototyp seiner Komödie aufgefaßt worden. Wenn Fiammina Madeleine Brohan sein soll, so kann man nicht läugnen, daß Herr Mario Uchard seine Rache, die ihn offenbar zum Dichter und zum Verfasser einer Komödie gemacht hat, in dem edelsten und großartigsten Stil gedacht und mit einer seinem Herzen Ehre machenden Menschenwürde ausgeführt hat.

Indem er die sittliche Hinrichtung einer großen und berühmten Theater-Persönlichkeit durch dasselbe Instrument, durch welches er verletzt worden, nämlich durch das Theater und Drama, vollziehen wollte, hat er sich zugleich darin als ächten Dichter bewiesen, daß die

tiefen menschlichen Empfindungen in ihm seiner Rache über den Kopf gewachsen sind und er für den socialen Conflict, den er in seiner ganzen schneidenden Härte schildern wollte, zugleich einen edeln und versöhnlichen Schluß fand, den er aber freilich nur in dem Rücktritt vom Theater und in dem resignirten Auszug in die Einsamkeit bestehen läßt. Man muß es aber bewundern, daß diese Aufgabe, die er wahrscheinlich einer ihm sehr ans Leben gegangenen Verwundung seines Herzens verdankt, ihn nicht nur zu einem so sicher und fest gestaltenden Poeten gemacht, sondern ihn auch sogleich alle Vortheile und Routine des Theaterdichters in einem seltenen Grade finden ließ. Denn sein Stück ist mit einer theatralischen Virtuosität gearbeitet, die nicht sowohl durch glänzende und absichtlich herausgestellte Effecte, als vielmehr durch eine wirkungsreiche Anlage der Situation, durch eine einsylbige, mit den einfachsten Worten treffende und schlagende Sprache, und durch eine psychologische Motivirung von der überraschendsten Tragweite, sich geltend macht. Die eigene Betheiligung des Verfassers bei seinem Thema scheint aber auch zugleich auf eine gewisse moralische Sauberkeit hingewirkt zu haben, die in der Ausmalung des Hintergrundes, der leicht schlammig und prostitutionsmäßig hätte ausfallen können, stattfindet. Zwar wird es

angedeutet, daß die Freiheit, welche sich eine brillante Theater-Dame durch die Trennung von ihrem Gatten erworben, ihr in sittlicher Hinsicht nur noch die Bedeutung übrig gelassen habe, ein Gemeingut der Begehrenden und Bezahlenden zu sein, aber wir werden doch mit den Details dieser modischen Prostitution verschont, und das Verhältniß zwischen Fiammina und ihrem Engländer, Lord Dudley, wird in den edelsten Umrissen gezeigt, obwohl man keine innere Möglichkeit für dies Verhältniß sieht, wenn es nicht durch den Klang der englischen Guineen in Musik gesetzt worden wäre.

Und wer ist Madeleine Brohan? Eine junge Schauspielerin dieses Namens trat vor sechs oder acht Jahren zuerst auf dem Théâtre français auf, für welches sie als Societairin dieses Theaters auf dem Conservatoire ausgebildet worden. Ihr Spiel und ihre Declamation, an welchen man den traditionellen Zuschnitt der Theater-Schule tadelte, traten auf der Bühne nicht so glänzend hervor, als ihr Geist und ihre Liebenswürdigkeit hinter der Coulisse und im vertrauteren Kreise leuchteten. Es giebt Personen, denen oft die bedeutendsten Anlagen nicht abzusprechen sind, deren Talent aber einen beständigen Stockschnupfen zu haben scheint, der es hindert, jemals in einen natürlichen Fluß zu gerathen. Solche

Helden und Heldinnen des Stockschnupfens bilden gegenwärtig auf der deutschen Bühne fast den überwiegenden Typus, während bei dem ausgiebigen Theater-Naturell, das überhaupt in der französischen Nationalität liegt, sonst nicht leicht solche Spielarten dort vorkommen. Es scheint aber, daß eine tiefere Bildung des Geistes und Gemüthes leicht eine gewisse Absichtlichkeit der Darstellung, die dann frostig und leblos wird, auf der Bühne begünstigt. Madeleine Brohan war aber, ungeachtet dieses Fehlers, eine interessante und geistreich strebende Schauspielerin, und überragte ihre lustige Schwester Augustine, die ebenfalls am Théâtre français engagirt ist, und in einer feingeschliffenen Komik excellirt, jedenfalls immer durch die Bedeutsamkeit ihrer Intentionen.

Madeleine scheint aber, ungeachtet ihr der Blaustrumpf auch als Schauspielerin in den Gliedern lag, doch auch der Genialität der Aventure keineswegs verschlossen gewesen zu sein, und wenn ihre Erlebnisse mit denen der Fiammina einige Aehnlichkeit haben können, so muß sie sich an ihrem Freund, Herrn Mario Uchard (einem der Finanzwelt angehörenden Ehrenmanne) jedenfalls durch eine mit der Debauche des Schauspielerinnen-Lebens zusammenhängende Untreue vergangen haben. Die Aehnlichkeit der Verhältnisse soll jedoch nur eine sehr allgemeine sein. Es

ist aber bekannt, daß Madeleine Brohan eine innige Verbindung mit Mario Uchard plötzlich trennte, um sich nach Petersburg zu begeben und dort, wo die Galanterie der Schauspielerinnen fast noch bestimmter und ausgiebiger organisirt ist, als anderswo, ihren Schauplatz zu nehmen. Wir sind in diese Details natürlich nicht eingeweiht, und wissen nur, daß Madeleine Brohan, ohne Zweifel zur Buße ihres an Mario Uchard begangenen Unrechts, sich seitdem auf den Recensirstuhl gesetzt hat, und in einem sehr gelesenen Blatt, dem Figaro, das ästhetisch-kritische Wochen-Feuilleton über die Kunst-Ereignisse von Paris schreibt. Was Mario Uchard in seiner Komödie durch das Zurücktreten der Fiammina in die Einsamkeit ausgedrückt hat, scheint Madeleine Brohan durch das Niedersetzen auf den kritischen Dreifuß des Figaro an sich vollzogen zu haben. Denn es heißt das zugleich aller Reize der Weiblichkeit und aller persönlichen Genußfähigkeit wie in einem Selbstopfer sich entkleiden, wenn eine junge Dame, deren Sinne noch eben geglüht haben, ihr heißes Sitzfleisch auf diesem kalten Dreifuß der kritischen Pythia kühlt, auf dem statt der lebensvollen Leidenschaft nur noch zersetzende Galle und unfruchtbarer Haß und die auf das Recensirhandwerk so großen Einfluß übenden Stockungen im Unterleib sich geltend machen. Wenn

Madeleine Brohan durch ihren Bruch mit Mario Uchard und die ihr daraus entstandene Reue wirklich so weit gebracht worden ist, ihr schönes Fleisch kritisch zu kasteien und die büßende Madeleine des Feuilletons zu werden, so ist Herr Mario schon dadurch vollkommen gerächt, und es begreift sich, daß er nachher in seiner Komödie so milde Seiten aufgezogen und die Rache, die er darin nimmt, mehr gegen den Stand der Schauspielerin als gegen die Person gekehrt hat.

Das Feuilleton der Madeleine Brohan ist in der That ein sehr gefürchtetes in Paris geworden, denn auf dem Standpunct, auf dem Madeleine steht, hat sie es sich wahrscheinlich unverbrüchlich gelobt, die Wahrheit zu sagen, und das ist in dieser Sphäre die wirksamste Koketterie, deren man sich in der heutigen Gesellschaft befleißigen kann. Die Wahrheit sagen, heißt mit Jedermann anbinden, sich zu seinem Rathgeber und Beichtvater auf offenem Markt machen, und ihm seine eigenen Herzschläge zuzählen, wie die wirthliche Hausfrau die Erbsen in den Topf zählt. Madeleine, die neue Priesterin der Wahrheit, scheint dies gefährliche Geschäft mit einer wahren Leidenschaft ergriffen zu haben, und es konnte nicht fehlen, daß sie dadurch nach allen Seiten hin anziehen und abstoßen mußte, wodurch ein Reiz entstanden ist,

der auch auf die gesellschaftliche Position der interessanten Kritikerin zurückgewirkt hat. Der Salon der Madeleine Brohan ist jetzt einer der besuchtesten in Paris geworden, und man beeifert sich, Zutritt an dem Kamin einer Dame zu finden, die das erweckende Schauspiel darbietet, Amazone und Magdalene zugleich zu sein, und auf deren Lippen die pikantesten Orakelsprüche über Theater und Gesellschaft perlen.

Das Theater hat heut auch in Frankreich sein eigentliches Kunstinteresse verloren, und man sieht, daß nicht bloß die deutschen Hoftheater-Intendanten an dem Verfall des Bühnenwesens Schuld sind. Aber das französische Theater hat dafür ein anderes Interesse wiedergewonnen, das dem heutigen deutschen Theater in der armseligen und geistverlassenen Sphäre, in die es untergetaucht ist, nicht mehr zu erschwingen möglich ist. Die Bühne ist in Frankreich der Spiegel der Gesellschaft geblieben, und in einem noch viel schärferen und bedeutsameren Grade geworden, als sie es jemals war. Das Theater hat die Photographie der heutigen socialen Verderbniß und Auflösung aller Zustände übernommen, und liefert täglich auf seinen Brettern naturgetreue Abschriften des wirklichen gesellschaftlichen Lebens, an dem es jede geheime Runzel des Alters, jeden versteckten Zug der

Lüge und Bosheit, des Egoismus und der Genußsucht mit einer unerbittlichen Virtuosität herausarbeitet. Die Bühne ist dabei ebenso wenig mehr Künstler, als es der Photograph ist, der nur im richtigen Verhältniß des Lichtes und des Gegenstandes die Maschine zurechtzuschrauben hat, um darin Alles abzufangen und zu einem Bild zu gestalten, was nur irgend für die Anschauung fixirt werden kann. Die socialen Lebensbilder und Symptome aber, welche die heutige französische Bühne wie von selbst und ohne Zuthun der Kunst in einen Rahmen faßt, sind so gewichtige Zeugen-Aussagen über die heutigen Gesellschaftszustände, daß sie weder von der Geschichtschreibung noch von der Politik ignorirt werden dürfen. Und dies um so weniger, da die Verfasser und die Arbeit der unwesentlichste Bestandtheil bei diesen Stücken sind, und man vor diesen Darstellungen in der Meinung sitzen kann, als wären sie soeben von der Straße auf die Bretter heraufgestiegen, und hätten sich, noch naß und feucht von dem Gedränge des Lebens, aus dem sie stammen, auf einige Augenblicke hinter das Lampenlicht geflüchtet.

Das Theater zu recensiren, heißt daher in Paris zugleich, die Gesellschaft zu recensiren, und wir sind überzeugt, daß dazu Niemand besser geeignet ist, als

eine Magdalena! Sie kennt genau den Werth und die Schmackhaftigkeit aller Blüthen und Früchte, um die es sich handelt, und sie weiß gründlicher, als eine Andere, wie Anfang und Ende der sich abspielenden Dinge zusammenhängen und ineinander greifen müssen. Die Magdalena wird die schärfste und zugleich die mildeste Richterin der entarteten Gesellschaft sein, und sie wird die Wunden, in welche sie ihre vor Kurzem nur noch zu Liebkosungen geneigte Hand legt, zugleich mit einer sanften, der Menschheit geweihten Thräne rein waschen können.

Wir wissen nicht, in wieweit sich Madeleine Brohan der Aufgabe bewußt gewesen, in diesem Sinne die kritische Magdalene Frankreichs zu werden. Aber ihre Stimme beginnt in der That einiges Gewicht zu erlangen, während die übrigen Tagesreferenten von Paris jetzt ziemlich physiognomielos und ohne erheblichen Einfluß dastehen, und auch Monsieur Jules Janin, den wir neulich im Foyer des Odéon recht alt und dick geworden wiedersahen, nicht mehr wie sonst der leicht flatternde Liebling der Feuilleton-Grazien sein kann. Zwar erscheint er noch immer, wie sonst, mit seinem großen Opernkucker bewaffnet, hinter dem sein sinnig lauschendes Gesicht jeder ersten Vorstellung beiwohnt, und in seinem berühmten Recensenten-Boudoir, einem Cabinet, in dem sich die

bewundernswürdigsten Raritäten und Nipps, aber auch sehr viele schöne und seltene Bücher befinden, empfängt er noch immer die ersten Notabilitäten des Theaters, Herren und Damen, die sich bei ihm in allen ihren Angelegenheiten Raths zu erholen pflegen und seine beichtväterlich kritische Zusprache entgegen nehmen. Aber Jules Janin ist veraltet, und die einst so zierlichen und phantasievollen Pas seines Montags-Feuilletons treffen den richtigen Punkt nicht mehr, auf den es heute ankommt, sie sind zu unschuldig und idyllisch für die heutige Zeit geworden, während Madeleine an ihrem Feuer eine viel kräftigere Suppe zu kochen weiß, in der sie Corruption und Tugend, Genußsucht und Reue geschickt durcheinander rührt, und dies Gemengsel durch einen obenauf gestreuten scharfen Pfeffer möglichst appetitlich und verdaulich zu machen versteht.

Der Salon von Madeleine Brohan soll dieselbe Anziehungskraft an sich tragen, wie ihr Feuilleton. Der höhere Salon, der unter Louis Philipp auf dem Grunde der politischen und literarischen Discussion blühte, hat unter dem neuen Kaiserreich zu existiren aufgehört. Der Salon, wie er in Frankreich als eine eigenthümliche Form der Gesellschaft und des öffentlichen Lebens bestanden, stand entweder der freien Presse als Allianzmacht zur Seite, oder vertrat die-

selbe in der Zeit, wo sie nicht lebendig war, mit ihren ebenso rasch und leicht alle Canäle des Lebens durchdringenden Wirkungen. Das Kaiserreich fürchtete von jeher die Opposition der Salons bei weitem mehr als die der Presse, und schon Napoleon I. suchte diesen innersten Heerd der öffentlichen Meinung und Gesinnung in Frankreich zu zerstören. Das heutige Empire hat jedenfalls dieselbe Nothwendigkeit eingesehen, und das Salonleben empfängt schon von oben her kein erweckendes Vorbild, indem die Gesellschaftlichkeit am Hofe durchaus nicht mehr den früheren salonmäßigen Zuschnitt trägt, sondern nach Außen hin in einem bereits sehr etiquettenmäßig repräsentirenden Ceremoniell sich darstellt, nach Innen aber sich in das Geheimniß zurückzieht.

In Paris ist auch der Salon unter die Loretten gegangen. Die geistreichen und feingebildeten Frauen, die zuletzt noch unter Louis Philipp als die Trägerinnen des Pariser Salonlebens walteten, sind verschwunden und nicht wieder ersetzt worden. In der neuen Zeit waren es sogleich sehr lorettenhafte Récamiers, welche den Salon wiederzubauen versuchten, und unter ihnen stand die liebenswürdige Delphine Gay, die Frau Emile's von Girardin, obenan, die aber auch den alten feinen Salon nicht mehr hervorzuzaubern verstand, sondern im Grunde etwas ganz

Anderes machte. Madeleine Brohan ist gewissermaßen an ihre Stelle getreten, und obwohl sie ein geringeres Naturell und nicht die glänzende Begabung besitzt, wie die zu früh dahingeschiedene Madame Delphine, so soll sie sich doch einen Salon auf die Beine gebracht haben, der das Interessanteste ist, was es heutzutage noch in dieser Art in Paris giebt, und auf dessen Herrscherinnen-Fauteuil sie jedenfalls mit Geist und Witz thront. Ihre Witze, mit denen sie reizt und verwundet und sich und Andere preisgiebt, sollen jedoch häufig schon von älterem Datum sein, und theils der cynischen Genialität ihrer Freundin Déjazet abgelauscht sein, theils noch auf die berühmte Sophie Arnould, deren üppiger Witz einst mit Diderot und d'Alembert um die Wette sociale Revolution machte, zurückgeführt werden können. Das leidige Epigonenthum haftet also auch dem Salon des heutigen Kaiserreichs an, und darum scheint uns das Reich der Lorette in ihren schlechterdings naturwüchsigen Erscheinungen jedenfalls Vorzug zu verdienen vor ihrem Salon, in dem sie den Geist als Instrument der Kasteiung oder auch eines neuen Kitzels ansetzt. —

Madeleine Brohan soll anfänglich beabsichtigt haben, ein Gegenstück gegen die Fiammina zu schreiben, und es wäre allerdings billig gewesen, auch den

andern Theil zu hören und die Kehrseite des Bildes zu betrachten. Aber es mag wohl in ihrem Interesse gewesen sein, daß ihr dies Vorhaben wieder leid geworden, denn ihre Replik hätte ohne Zweifel auf Dinge von der delicatesten Natur zurückgehen müssen, und das Pariser Theater, obwohl es in einigen neueren Stücken schon Schlafzimmer-Scenen und dergleichen mit allen möglichen und unmöglichen Details vorgeführt hat, würde sich doch noch nicht elastisch genug erwiesen haben, um die geheimsten Boudoirbekenntnisse in sich aufnehmen zu können. —

Dem französischen Schauspielerstand steht neuerdings eine große Umwandelung bevor, der auf seine moralischen Verhältnisse und vielleicht auch auf seine künstlerischen Leistungen nicht ohne erheblichen Einfluß bleiben wird. Es beginnt nämlich die Mode schon allgemeiner zu werden, daß sich die bedeutendsten Schauspieler und Schauspielerinnen nicht mehr an einem bestimmten Theater fest und auf längere Zeit engagiren lassen, sondern sie ziehen es vor, in ein Verhältniß zu den Theater-Autoren zu treten und von diesen bestimmte Rollen in ihren Stücken auf Gewinn-Antheil an den Aufführungen zu übernehmen. Die Theaterdichter, denen es in dem seine Talente achtenden Frankreich bei weitem mehr als anderswo gelungen ist, sich eine angesehene und in allen ihren

Rechten gesicherte Stellung zu gewinnen, sind dort auch in der glücklichen Lage, den Theaterdirektoren Bedingungen stellen zu können, die dann auch für die Besetzung des neu eingerichteten Stücks jedesmal maaßgebend sind. Die Schauspieler, mit denen sich der Autor verbunden hat und auf die er als auf die geeignetsten Organe seiner Ideen rechnen kann, treten dann für die Zeit der Aufführung des neuen Stückes bei diesem Theater ein. Die große Zahl hintereinander folgender Darstellungen, in denen jedes nicht geradezu durchfallende Stück in Paris abgespielt wird, begünstigt ein derartiges Verhältniß, das sehr dazu dienen kann, die künstlerische Schwungkraft des Schauspielers stets rege zu erhalten, und das ihm außerdem durch seinen Antheil an der jedesmaligen Tantième mehr als jedes regelmäßige Engagement abwirft. Schauspieler dieser Art pflegen dann auch mit dem Stück ihres Autors auf die Reise zu gehn, womit sie oft die bedeutendsten Geschäfte machen. Der Schauspieler Fechter, der jetzt Director des Odéon in Paris ist, verdiente mit den Filles de marbre und der Fiammina in Petersburg für seinen Tantième-Antheil eine Summe von achtzigtausend Francs, und von andern Bühnen-Celebritäten in Paris hört man gleiche Gewinnst-Realisirungen mit einzelnen Stücken erzählen.

Durch diese bewegliche Freizügigkeit des Talents

kann die Bühnenkunst zunächst nur gewinnen. Sie bewahrt sich dadurch die frisch circulirenden Säfte, die auf den stehenden Bühnen und in den leicht einrostenden Verhältnissen eines festen Engagements so leicht in's Stocken gerathen. Man ist in Deutschland oft auf den Gedanken gekommen, daß eine Erneuerung und Wiedererhebung der Theaterkunst am besten aus der Rückkehr zu den herumziehenden Schauspieler-Gesellschaften gewonnen werden könne, da man den Nachtheil, welchen die bureaukratisch und hofdienstlich organisirten Theaterwirthschaften der Kunst zugefügt, auf keiner Seite in Abrede zu stellen vermag. In Frankreich scheint ein gemischtes System mit stehenden Bühnen und wandernden Mitgliedern in Aufnahme zu kommen, wodurch die productive Seite der Theaterkunst wieder mehr in den Vordergrund gehoben wird, und Das, was geschaffen und geleistet wird, jeden Abend von Neuem in's Gewicht fällt. Es ist dies gewissermaßen eine Association der Schauspieler und Dichter, die sich zur Lösung einer bestimmten Aufgabe vereinigt haben, und dadurch ein Uebergewicht über den Director und Unternehmer erlangen, der nur noch das rein geschäftliche Element in der Hand behält. Wenn auch die Regelmäßigkeit des Organismus eines Theaters dabei leiden kann, so ist es doch bei weitem wichtiger, daß die darstel-

lenden Künstler wieder einmal aufhören, sich als wohlversorgte Beamte zu fühlen, und lieber in einer gewissen Freiheit und Wildheit die Verjüngung des künstlerischen Talents suchen.

Diese neue Freizügigkeit des Schauspielerstandes kann aber zugleich nicht ohne Einfluß auf die sittlichen Elemente der ganzen Gesellschaft bleiben. Die festen Niederlassungen der Schauspieler und Schauspielerinnen ordneten sie doch mehr oder weniger in das bestehende sociale Leben ein, in dem sie jetzt wieder als freie Ausnahmegestalten herumbivouakiren werden, und zwar nicht, wie früher, in der durchlöcherten Toga des hungernden Lumpengenies, sondern als glänzende Gestalten der Mode, des Luxus, der Debauche und der Aventure. In Frankreich, wo der kleinste Ort, fast jedes Dorf, sein Theater hat, besitzt das Reich der Histrionen an sich schon eine ungeheure Ausdehnung, und wenn diese Schaar nun in eine beständig fluctuirende Bewegung geräth, und sich nach allen Seiten hin prickelnd und alle Verhältnisse beunruhigend fortschiebt, so kann der sociale Körper dadurch leicht mit einer neuen Gefahr betroffen werden. Die Theater selbst aber kommen dadurch noch mehr in die Lage, die Centralwerkstätten der Prostitution zu werden, denn da dann ein großer Theil ihres Personals wechselnd und umherziehend sein

wird, so werden auch leichter Lücken in der Besetzung entstehn, und die Loretten, die fast alle danach streben, bei irgend einem Theater anzukommen, wenn sie auch nur den Namen der Schauspielerin als wirksamere Reclame für ihr Geschäft gebrauchen wollen, finden wohl mehr noch als sonst Gelegenheit, für gewisse Rollen in den Theaterverband aufgenommen zu werden. Wenn daher auf der einen Seite die Theater durch eine solche freizügige Organisation an künstlerischem Schwung und frischer Belebung der Phantasie bei ihren bedeutenderen Mitgliedern gewinnen können, so wird auf der andern Seite ihr moralischer Verfall dadurch alle Gränzen überschreiten und die Bedeutung des Theaters als eine Kunstanstalt kann dann bald ihrem Ende entgegengeführt werden.

Das französische Theater ist das letzte, das in Europa auf einer gewissen Höhe der Kunst sich erhalten hat und bis in die neueste Zeit hinein eine eigenthümliche Blüthe entwickelte. Nicht bloß die unerschöpfliche Productivität dieser Bühne, von der seit längerer Zeit wieder die Theater aller anderen Länder leben, sondern auch das Talent und die geniale Begabung der Schauspieler, noch mehr aber die vollendete und einzig musterwürdige Manier der theatralischen Darstellungskunst, die auf der französi-

schen Bühne fortlebt, würden den Fall des Theaters als einen unwiederbringlichen Sturz der heutigen Bühnenkunst überhaupt erscheinen lassen. Die Theater in Deutschland sind nicht nur durch die Schlechtigkeit ihrer bureaukratischen Verwaltung und durch den Mangel an origineller Productivität ihrer Autoren, sondern vornehmlich auch durch die gänzliche Entartung der Darstellungskunst bei den deutschen Schauspielern, ihrem sichtlichen Ruin entgegengeführt worden.

Die französische und deutsche Manier des Spiels stehen sich wie zwei ganz verschiedene Schulen auf das Schärfste gegenüber, wenn man überhaupt bei den deutschen Schauspielern heut Dasjenige als eine Schule bezeichnen kann, was nur eine pathetische Aufblähung und Zerfaserung der Worte des Dichters ist, und in jeder Art gegen Wahrheit und Natur verstößt. Der deutsche Schauspieler zersetzt heut auf die unnatürlichste und lächerlichste Weise jede Phrase des Dichters in lauter einzelne Wörter, deren er jedes für sich und ganz besonders betont, und wodurch er oft den kleinsten Satz in eine Menge von Positionen zerspaltet, die ein schwirrendes Wortgefecht in der Luft gegen einander zu unterhalten scheinen. Abgesehen von der aller Wirklichkeit widersprechenden Unnatur dieses Pathos, welches Menschen so reden läßt, wie Menschen niemals und in keiner Lage des

Lebens zu reden pflegen, wird auch jede Scene, jeder Act, und mithin das ganze Stück dadurch ganz unverhältnißmäßig in die Länge gezogen. Es entsteht damit auch für den Dichter selbst das ungünstigste und ihm nachtheiligste Verhältniß, indem ihn die Bühnen-Directionen unaufhörlich damit quälen, nur nicht so lang zu sein und sich so kurz als möglich zu fassen, und man ihm ganze Scenen und Acte, oft die besten, herausstreicht, damit sein Stück nur in einen solchen Theater-Rahmen hineinpasse. Der deutsche Theater-Abend ist aber nicht blos deshalb so kurz und beschränkt, weil, wie man oft gemeint hat, der deutsche Hausschlüssel in der Tasche und das rechtschaffene deutsche Abendbrot schon nach neun Uhr jeden Deutschen zu prickeln anfangen, sondern die heutige Manier der Schauspieler selbst, ihre viertelstundenlange Dehnung einer einzigen Phrase, ihre mit dem Beifall kokettirenden Pausen, ihr kunstreitermäßiges Pirouettiren auf einem einzigen Wort, ziehen jedes Stück so hin, daß es schon um deswillen abgekürzt werden muß, wenn es nicht bis in die späteste Nacht hineinwachsen soll. Die französischen Theater spielen zwar auch in der Regel bis Mitternacht, aber sie geben für ihren Eintrittspreis mindestens das Dreifache des Inhalts, indem sie sowohl mehrere umfänglichere Stücke an einem und demselben Abend zur Aufführung

bringen, als sie auch jedem einzelnen Stück seine ausführliche und unverkürzte Entwickelung in sich selbst gestatten. Die theatralische Verarbeitung classischer Meisterwerke mit Weglassung ganzer Scenen und Acte, wie sie an den deutschen Hofbühnen, namentlich in Berlin, an der Tagesordnung ist, würde in Frankreich als eine Barbarei empfunden werden, gegen welche das Publikum selbst jedenfalls auf eine unabweisliche Art seinen Protest erheben würde.

Die rasche und schlagkräftige Manier des französischen Spiels giebt auch dem Theaterabend in Paris diesen volleren Inhalt, indem sie zugleich dem dramatischen Dichter die Freiheit sichert, sein Stück nach seiner ganzen inneren und künstlerischen Anlage und Nothwendigkeit entwickeln und durchführen zu können. Diese Darstellungsmanier des französischen Schauspielers muß zugleich unter dem künstlerischen Gesichtspunct für die richtigste gehalten werden, weil sie die natürlichste und wahrheitsvollste ist. Sie sucht ihre Wirkung mehr im Ganzen als im Einzelnen, sie betont nicht einzelne Worte und Wendungen, sondern überwiegend den ganzen Satz, dessen Sinn und Bedeutung sie mit einer elektrischen Geschwindigkeit herausarbeitet und zu Tage fördert. Selbst in der hohen Tragödie, wo der Kothurn seinen traditionellen Schwung hat, und wo einzelne Nuancen

der Phrase einen überwiegenden Raum einnehmen, streben die großen französischen Schauspieler immer wieder mit vieler Kunst zu der Gesammtwirkung hin, in der sie natürlich und harmonisch auszugleichen suchen, was im Einzelnen eine zu künstliche und schroffe Färbung annehmen mußte. Das moderne dramatische Spiel der Franzosen ist aber in dem raschen und einheitlichen Zusammenfassen jedes Satzes zu einer Totalwirkung des Sinnes nur eine meisterhafte Reproduction des Lebens und der Wirklichkeit selbst. Dadurch wird aber die Schöpfung des Dichters mit der drastischen Geschwindigkeit der That selbst vorübergeführt, und während das deutsche Publikum in den effectvollen Pausen des Herrn X. oder der Madame Y. und in der Mäusefalle ihrer theatralischen Accente gefangen sitzt und nicht von der Stelle kommt, hat das französische Publikum schon ganze dramatische Katastrophen hinter sich gebracht und beklatscht die Pointe eines wirklich miterlebten Menschendaseins.

VI.

Der neue Louvre-Bau und die Chapelle expiatoire.

Die Thatkraft, welche Louis Napoleon als Baumeister von Paris gezeigt, verdient unter allen seinen großen Eigenschaften am meisten bewundert zu werden. Nicht nur der schöpferische Unternehmungsgeist, der ihn dabei geleitet, sondern auch die unglaubliche Schnelligkeit, mit der er die umfassendsten und großartigsten Arbeiten vollenden ließ, zählen zu dem Wunderbarsten, was in neuerer Zeit auf diesem Gebiet geleistet worden. Indem er ein neues Straßensystem durch den Haupttheil von Paris gezogen, suchte er dadurch die Lebensverhältnisse der Bevölkerung in eine ganz andere Lage zu bringen. Die größte Schmutzstadt der Welt ist im heutigen Empire in wenigen Jahren in eine der schönsten, reinlichsten und gesündesten Städte Europas umgewandelt worden. Unter dem constitutionellen Regime sah man noch, wie hier

Jeder ganz ungenirt und in jedem Umfange seine Nothdurft auf offener Straße verrichtete. In der Republik von 1848 begann es schon reinlicher zu werden, und das Empire wandte die größte Strenge dagegen, um den Volkswillen nicht mehr in dieser Form auf der Straße zur Geltung kommen zu lassen. Das neue Straßensystem, das in die bisherige Wildniß von Paris Licht, Luft und Offenheit brachte, besiegte durch seine neugeschaffenen Räumlichkeiten die alten unsauberen Gewohnheiten der Bevölkerung wie von selbst.

Der Kaiser schien zugleich überzeugt, daß durch die neuen Nöthigungen der Straßen-Räume auch die politischen Leidenschaften des Volkes einen Damm erhalten würden. Das divide et impera hat Louis Napoleon auch in der räumlichen Zertheilung der Volksmassen verstanden. Denn wo das Volk sich in zähen Massen aufeinander klumpt, hat die Herrschaft ein unsicheres Terrain, das jeden Augenblick zu einem Angriffspunct gegen sie werden kann. Louis Napoleon hat daher jetzt auch den Umbau der Cité, zu dem er vorgeschritten ist, nach der allerradicalsten Theorie, die es geben kann, in Angriff genommen, denn es sollen in diesem übelberüchtigten Stadttheil, der sonst das eigentliche Labyrinth des Volkselends und der Volksumtriebe war, fortan fast alle Wohnhäuser für die Bevölkerung verschwinden, und nur

noch öffentliche Gebäude stehen bleiben, oder errichtet werden, außer dem Palais de Justice noch ein Lazareth und eine Riesenkaserne, welche letztere in dem colossalsten Stil erbaut werden soll.

Wie der Kaiser nach dieser Seite hin den Plan verfolgt, durch ein neues Straßen-System seine Herrschaft innerhalb der Hauptstadt selbst zu schützen, so ist er bei den öffentlichen Gebäuden, die er ausführt und vollendet, vornehmlich darauf bedacht, das Dasein der napoleonischen Dynastie auch in die öffentlichen Monumente Frankreichs hineinwachsen zu lassen und mit denselben zu einer volksthümlichen und nationalen Wirkung zu verbinden. Es ist dies zugleich ein ungemein praktischer Versuch, den napoleonischen Namen jetzt auch zu einem vorzugsweise französischen zu stempeln und mit allen nationalen Ueberlieferungen Frankreichs, die seit Jahrhunderten bestehen, in die engste Verbindung zu setzen, indem man ihn in die Monumente des Landes mit einer neuen Schöpferkraft eintreten läßt. An der Spitze dieser Unternehmungen steht die Vollendung des Louvre, oder vielmehr die Verbindung des Louvre mit den Tuilerien, woraus ein großartiger Prachtbau geworden ist, von dem man schwer begreifen kann, wie er in dem kurzen Zeitraum von fünf Jahren in allen seinen Theilen und

in seinem ganzen Umfange zu Ende geführt werden konnte.

Louis Napoleon hatte aber dem mit großer Begeisterung von ihm aufgegriffenen Plan, dem er bis in die einzelnsten Details hinein seine Aufmerksamkeit zuwandte, von vornherein den Zielpunct gesteckt, daß er in fünf Jahren vollendet sein solle, und den festen Willen des Kaisers müssen dann alle Umstände ehren. Der Neubau des Louvre wurde am 12. Juli 1852, wo durch des großen Visconti Kelle der erste Stein gelegt ward, begonnen, und in einem rastlosen, über die ungeheuersten Mittel und Arbeitskräfte verfügenden Eifer bis zum 14. August 1857 fortgeführt, wo der Bau für vollendet und die Einheit zwischen Louvre und Tuilerien für hergestellt angesehen werden konnte. Die Haupt-Baumeister an diesem Werk, Visconti, Lefuel und Simart (welcher letztere den Pavillon d'Horloge an den Tuilerien neu geschaffen), sind während der Ausführung des Neubaues gestorben. Hammer, Senkblei und Kelle, die dazu gedient, den ersten Grund zu dieser Verbindung der beiden welthistorischen Paläste zu legen, sind jetzt in dem großen Eingangs-Saal der Louvre-Gallerie in einer feierlichen Umfassung aufgestellt. Visconti hat sie dem Museum als ein besonderes Vermächtniß hinterlassen.

Louis Napoleon hielt zur Vollendung des Louvre-Baus eine Inaugurations-Rede, die zu den merkwürdigsten Stücken seiner öffentlichen Beredsamkeit gehört, und seinen Hang, zu philosophiren und zu grübeln, mit seiner diplomatischen Virtuosität auf das Glänzendste verbunden zeigt. Der Kaiser wünscht sich in dieser Rede zuerst selbst Glück zur Vollendung des Louvre, weil sich so viel glückliche Umstände vereinigt, welche ihm dies möglich gemacht hätten. Denn in der That habe er dies nationale Werk, wie er es vorzugsweise nennt, nur deshalb in so kurzer Zeit vollenden können, weil die wiederhergestellte Ordnung und Stabilität der öffentlichen Zustände und der täglich wachsende Wohlstand des Landes es ihm verstattet hätten. Ein nationales Werk nenne er es, weil alle Regierungen des Landes, wie sie aufeinander gefolgt wären, es für ihre Ehrensache gehalten hätten, die königliche Wohnung Frankreichs, die von Franz I. begonnen und von Heinrich II. verschönt worden, zu vollenden.

Nach diesem schwungvollen Eingang unterbrach der Kaiser sich selbst mit einem außerordentlich scharfsinnigen Einwand. Woher kommt, fragte er sich, diese Ausdauer und sogar diese Popularität für die Ausführung eines königlichen Palastes? Dies kommt daher, antwortet sich der Kaiser, weil der Charakter

eines Volkes sich nicht blos in seinen Institutionen, Sitten und Thaten, sondern auch in seinen öffentlichen Monumenten abspiegele! Nun habe aber das monarchische Frankreich seit so vielen Jahrhunderten in der über ihm stehenden Centralgewalt nur den Repräsentanten seiner Größe und seiner Nationalität erblickt, und darum auch stets danach gestrebt, daß die Wohnung des Souverains würdig des Landes sei. Darum hätten sich alle Kräfte der Kunst und Intelligenz geregt, um diese Wohnung würdig zu bauen und zu schmücken.

Im Mittelalter, fuhr der Kaiser mit geschichtsphilosophischem Ernst in diesem Vortrag fort, bewohnte der König eine Festung, die von allen Mitteln der Vertheidigung starrte. Bald aber habe der Fortschritt der Civilisation die Schießscharten und die Wälle durch die Erfindungen der Wissenschaft und Kunst ersetzt.

Die Geschichte der Monumente hat ebenso gut ihre Philosophie, wie die Geschichte der Thatsachen! fügt Louis Napoleon mit einer bedeutsamen Wendung hinzu. Denn ebenso wie es merkwürdig gewesen sei, daß unter der ersten Revolution der Wohlfahrts-Ausschuß, ohne es zu denken, das Werk Ludwigs XI., Richelieu's, und Ludwigs XIV. fortgesetzt habe, indem er den letzten Schlag gegen das Ge-

bäude der Feudalität gethan, und das System der Einheit und Centralisation, welches der beständige Zweck der Monarchie sei, verfolgt habe: so sei es auch in Betreff des Louvre lehrreich zu sehen, wie der Gedanke Heinrichs IV., Ludwigs XIII., Ludwigs XIV., Ludwigs XV., Ludwigs XVI. und Napoleons, plötzlich von der provisorischen Regierung des Jahres 1848 aufgenommen worden sei. Denn in der That, ruft Louis Napoleon mit besonderer Emphase aus, eine der ersten Handlungen des revolutionairen Gouvernements von 1848 war die, die Vollendung des Palastes unserer Könige zu decretiren! („L'un des premières actes, en effet, du gouvernement provisoire fut de decréter l'achèvement du palais de nos rois").

Nichts konnte leichter und natürlicher sein, als diese Wendung, mit der Louis Napoleon „unsere Könige" sagte, und dadurch die napoleonische Herrschaft als eine auf dem Grunde der Nation selbst erwachsene an die übrigen Dynastien Frankreichs hinanschob!

So wahr ist es, setzte er hinzu, daß eine Nation in ihrer Vergangenheit, ebenso wie ein Individuum in seiner Erziehung, Ideen schöpft, welche auch alle Leidenschaften des Augenblicks nie zu zerstören vermögen. Es sind dies moralische Triebfedern, die aus

dem innersten socialen Zustande eines Landes hervorgehen, und durch alle Jahrhunderte wie durch die verschiedenen Formen des Gouvernements sich so lange hindurchziehen, bis sie den vorgesetzten Zweck endlich erreicht haben.

Die Vollendung des Louvre, schloß Louis Napoleon diese gehaltvolle Rede, ist nicht die Caprice eines Augenblicks, sondern die Verwirklichung eines Planes, der für den Ruhm der Nation gefaßt und durch den Instinct des Landes in mehr als drei Jahrhunderten getragen worden ist! —

Man hatte es kaum gedacht, daß die Verbindung des Louvre mit den Tuilerien, wobei es nur darauf ankam, den zwischen beiden Gebäuden liegenden großen Carrousel-Platz durch Neubauten vollständig einzuschließen, eine so große nationale Bedeutung haben könne. Es schien dies mehr ein häusliches Bedürfniß der französischen Könige zu sein, welches zuerst Heinrich IV. empfand, indem er es in dem kleinen, engen Schloß der Tuilerien, zu dem Catharina von Medicis die ersten Anfänge bauen ließ, nicht mehr recht aushalten konnte. Er brachte es aber nur zu dem einen Flügel, welcher auf der Front gegen die Seine das Louvre an die Tuilerieen hinanrückte und sich bis zu dem heutigen Pavillon Lesdiguières erstreckte. Diese Arbeiten ließ

Ludwig XIII. fortsetzen, indem er den alten Plan des Architekten Lescot, den Franz I. beim Wiederaufbau des alten Louvre ursprünglich befolgen ließ, wieder aufnahm. Ludwig XIV., der demselben mächtigen Impuls nicht widerstehen konnte, ließ die prachtvolle Kolonnade bauen, mit welcher das Louvre der Kirche St. Germain l'Auxerrois gegenübersteht, und die ein Meisterstück des Architekten Perrault war. Unter den spätern Regierungen kamen nur geringe Einzelheiten zur Ausführung, und auch Napoleon I., der unter die Mitbewerber um die Vollendung des Louvre eintrat, legte nur einige weitere Schritte darin zurück, indem er an der gegen die Rue de Rivoli hingewendeten Seite noch die große Lücke zwischen der Rue de Rivoli und dem alten Louvre offen ließ.

Dem Kaiser Louis Napoleon war es in der That vorbehalten, dieses Bauwerk so vieler Zeiten und Männer mit seiner energischen Hand und unter den Gesichtspunkten, die er damit verknüpfte, zu Ende zu führen.

Es konnte dies nur mit den ungeheuersten Kraftanstrengungen gelingen, da allein ein ganzes Stadtviertel niedergerissen werden mußte, theils um den nöthigen Platz zum Ausgreifen des Baues zu gewinnen, theils um eine Umgebung zu schaffen, welche für

die Wirkung des ganzen Riesenbaues angemessen sein konnte. Die Schwierigkeiten waren aber nicht nur räumliche, sondern auch symmetrische und künstlerische, indem der Parallelismus der beiden Paläste des Louvre und der Tuilerien nicht vollständig gegeben war, sondern ursprünglich so auseinander lag, daß ein Zwischenbau, der Louvre und Tuilerien in einer rücksichtslos gezogenen Linie mit den Endpuncten ihrer beiden Fronten vereinigt hätte, ein durchaus unzulässiges Viereck von nicht parallelen und ungleichen Seiten hervorgerufen haben würde. Um diesen Mangel des Parallelismus zu überwinden und zu verdecken, kam es daher auf künstliche Machinationen der Architektur an, die, wenn sie glücken sollten, zugleich im würdigsten Stil ausgeführt werden mußten. Dem alten Louvre wurden zunächst nach dem Carrouselplatze hinaus zwei Flügel angebaut, um ihn an die von den Tuilerien ausgehende Linie des Verbindungsbaues hinanzuführen, welche sehr seitwärts von der Façade des Louvre dort eintreffen mußte. Diese Flügel waren durch einen bedeutenden Zwischenraum von einander getrennt, und enden in zwei Pavillons, welche wiederum durch einen Seitenbau mit den die äußere Umgränzung des Platzes bildenden Gebäuden verbunden worden. Auch andere täuschende Combinationen, die perspectivische Wirkung des großen Carrousel-

Platzes, und die auf demselben angelegten hochbepflanzten Square's, dienen dazu, das Auge des Beschauers auf denjenigen Puncten zu täuschen, auf denen der ursprüngliche Mangel der Symmetrie und Parallele nicht vollständig durch die Architektur selbst überbaut werden konnte.

So ist es auch hier ein grosartiges Schwindel-System, welches, mit tiefster Einsicht und Kunst, die der erhabensten Schöpfung sich vermißt, zugleich eine erfinderische und doch kleinliche Maskirung und Täuschung verbindet, durch welche der gewaltigste Bau ausgerichtet, und zu einem seine inneren Mängel und Widersprüche einheitlich bemeisternden Effect vollendet wird. Das napoleonische System ist hier Architektur geworden, und man bewundert die macchiavellistische Kunst auch an Louis Napoleon als Baumeister, wie er gerade erscheinen läßt, was schief ist, wie er das Sein durch den Schein meistert, und durch allerlei Maskirungen, Füllstücke, Flügel und Pavillons die Disharmonie zwingt, sich in Harmonie zu verkleiden und einen das Auge und die Sinne befriedigenden Zustand nach allen Seiten hin darzustellen. Nichtsdestoweniger aber fehlt es nicht an Momenten der Anschauung, wo der Blick in die künstliche Gezwungenheit des Werkes eindringt, und die vielfach auseinander springenden Theile, die Verschiedenheit

der Axen und der Widerspruch zwischen den beiden jetzt vereinigten Hauptgebäuden sich unwillkürlich geltend macht.

Der Bau, so schön und groß er in seiner Vollendung unläugbar ist, scheint aber auf die Pariser selbst nicht den gewünschten Eindruck gemacht zu haben, und wo man eine unbedingte Bewunderung erwartet haben sollte, hört man Glossen, die eigentlich einen sehr spitzen Sinn haben. Man findet in Paris, daß die neue Prachtschöpfung durchaus wie das Werk eines reichgewordenen Parvenu erscheine, der ein Uebermaaß an Schmuck, Zierrathen und gesuchten Effecten zusammengebracht, um es aller Welt zu zeigen und an den Kopf zu werfen, was er vermag und mit seinem Geld und seiner bewundernswürdigen Pfiffigkeit ausgerichtet hat. In der That ist die Ueberladung, der prunksüchtige Aufwand, die in Ueberfülle angebrachten Verzierungen, Figuren und Bildhauer-Arbeiten, der charakteristische Stil dieser Neubauten geworden, der zugleich, da eine Uebereinstimmung hervorgerufen werden sollte, in die Façade des alten Louvre hinübergegriffen und derselben ihre frühere einfache Gediegenheit abgewonnen hat, um sie in denselben absichtsvollen und romantisch schwülstigen Charakter des neuen Werkes zu verwandeln. Louis Napoleon hat sich zwar selber in seiner heutigen Kaiserstellung als

Parvenu bezeichnet, aber es wird ihm schwerlich angenehm gewesen sein, wenn ihm zu Ohren gekommen, daß die Pariser diesen Charakter, den er sich einst mit genialem Freimuth beigelegt, auch auf seine Bestrebungen und Verdienste um den Neubau der nationalen Monumente anwenden wollen. Auch fragt es sich, wie weit man hier den Kaiser für den Baumeister in Anspruch nehmen darf, aber Louis Napoleon ist in Allem, was in seinem Reich geschieht, ein zu selbständig und ausschließlich mitwirkender Geist, als daß es noch irgendwo andere Verantwortlichkeiten geben könnte, als die seinige. Ein außerordentliches Werk hat er aber jedenfalls in dieser Vollendung des Louvre vollbracht, wenn auch der äußerlichen Decoration und dem Effect der Arabesken darin ein zu großer Spielraum gegönnt worden ist. Man hat mit Recht bemerkt, daß sich vorherrschend der Charakter der Illustration in diesem Bauwerk ausprägt, und dies wäre der Charakter der Zeit, der am liebsten allen Inhalt verbildert, und jede Sache nur noch so weit vertragen kann, als sie sich in einer spielerischen Arabeske darstellen läßt. Louis Napoleon ist also auch hierin der zeitgemäßeste Mann der heutigen Epoche, und wenn dieselbe nicht im Widerstand gegen ihn ihr besseres Sein wieder zu gewinnen weiß, so ist sie an ihn und an seine dann wohlbe-

gründete und wohlverdiente Universalherrschaft unrettbar verfallen.

Der Kaiser ist aber keineswegs einseitig bemüht, die öffentlichen Monumente der Nation zu pflegen und auszubauen. Wie er gern auch die ganze Vergangenheit der Nation zu dem Empire hinanführen und in demselben zu ihrem eigentlichen Höhepunct erhoben sehen möchte, so sollen die schützenden Kaiser-Flügel ebenso sehr über die Revolution wie über die alte Dynastie sich hinabsenken, und die Denkmäler der einen wie der andern behüten. So läßt Louis Napoleon auch als baulicher Erneuerer von Paris gleichzeitig auf allen Standpuncten arbeiten, und ist jetzt auch als Restaurator jener wunderbaren Märtyrer-Kapelle aufgetreten, die dem Andenken Ludwigs XVI. und seiner Königin Marie Antoinette in Paris geweiht ist.

Es ist dies die Sühne-Kapelle (chapelle expiatoire) in der Rue d'Anjou. Diese Kapelle liegt in einem stillen, kaum auffindbaren Versteck, unweit der Madeleine-Kirche, auf einem durch ein eisernes Gitter verschlossenen Platz, auf welchem die Rue d'Anjou St. Honoré und die Rue de l'Arcade sich durchschneiden. Dies Monument ist das wunderbarste und ergreifendste, welches die französische Hauptstadt in ihrem Schooße birgt. Jeder Mann aus dem Volke, den man unter-

wegs nach der Chapelle expiatoire fragt, weiß die genauesten Nachweise darüber zu geben. Aber sie wird von Fremden und Einheimischen nur äußerst selten besucht, und Viele reisen von Paris wieder ab, ohne den melancholischen Ort gesehen zu haben, an dem Ludwig XVI. und Marie Antoinette ihre verborgenen Altäre gefunden. Die Marmorbilder des Königs und der Königin stehen dort, im düstern Schatten der Nischen, und beleben die unaussprechliche Einsamkeit, die hier herrscht, mit ihren Klagegestalten, welche die letzten Lebensmomente des unglücklichen Paars ausdrücken. Die ganze, menschheiterschütternde Schwermuth der Revolution umfließt diesen Ort, und die Empfindungen und Mahnungen, die er verbreitet, sind so unerträglich, daß man seine Verlassenheit mitten in den Lebensstrudeln von Paris begreifen kann.

Der Haupt-Eingang zu der Kapelle ist von der Rue de l'Arcade. Man tritt durch eine eiserne Pforte zuerst auf einen Platz, welcher von einer Mauer umhegt ist, an deren innerem Rande sich eine Reihe hoher Cypressen hinzieht. Das Gebäude, auf welches der Weg hinführt, ist klein, aber in einem anziehenden, freundlich modernen Baustil. Man ahnt den unheimlichen, über alle Maaßen traurigen und bedeutungsschweren Inhalt noch nicht, wenn man dar-

auf zuschreitet. Das kleine Haus liegt fast in einer stillen und beruhigenden Heiterkeit vor uns. Auf der Spitze seines Portals flattert die moderne dreifarbige Fahne, mit deren Falten der Wind im Sonnenschein spielt. Die Kapelle ist immer verschlossen. Man muß sich jedesmal erst an den Concierge wenden, um Einlaß zu erhalten.

Die Kapelle wird in diesem Augenblick an den Wänden und am Plafond restaurirt. Es regnete durch in der Sühne-Kapelle Ludwigs XVI. und Marie Antoinette's, da die drei Kuppeln, welche das eigentliche Kapellen-Dach bedecken, schadhaft geworden waren. Man hat begonnen, kupferne Kappen auf diese drei Dome zu legen, und damit die Feuchtigkeit nicht mehr dem schon angegriffenen Gewölbe schaden könne, hat man ein leichtes Werk von Eisenstäben unter die metallene Decke geschoben. Es ist dadurch eine bedeutende Arbeit entstanden, welche der Kaiser zur sorgfältigsten Ausführung befohlen, da die Kapelle schon zu wiederholten Malen einer Restauration bedurft hat, und Louis Napoleon einen großen Werth darauf legen will, daß dies Denkmal des königlichen Martyriums für die Nation erhalten bleibe. Der Cäsar der Principien von 1789 will das Heiligthum der Stätte erhalten, auf welcher die

königlichen Opfer, die den Principien von 1789 fielen, ihre erste Grabesruhe fanden.

Dies wunderbare Denkmal erscheint als ein sehr schmerzlich beredter Ankläger der Revolution und der Ideen von 1789, aber keine Folge-Revolution hat es zu zerstören gewagt. Versteckt und beschwiegen, wie ein geheimnißvolles Mysterium, dessen Inhalt Jeder zu lösen scheut, ist es in dem Straßen-Labyrinth von Paris stehen geblieben. Keine Regierung von Frankreich hat die Hand an dies eigentliche Mausoleum der Revolution zu legen gewagt, und das zweite Kaiserthum muß sich angelegentlichst mit seiner Restauration beschäftigen.

Eine Inschrift über dem Portal giebt uns zuerst einige ganz historische Worte über den Hergang mit dieser Grabesstätte. Sie lautet:

„Le Roi Louis XVIII. à élévé ce monument pour consacrer ce lieu, où les dépouilles mortelles du Roi Louis XVI. et de la Reine Marie Antoinette, transférées le 21. Janvier 1815 dans la sépulture Royale de St. Denis, ont réposé pendant XXI. ans. Il a été achévé la deuxième année du règne du Roi Charles X., l'an de Grâce 1826.“*)

*) „Der König Ludwig XVIII. hat dies Monument aufgerichtet, um diesen Ort zu weihen, wo die sterblichen Ueberreste des Königs Ludwig XVI. und der Königin Marie An-

Wenn man Einlaß durch die Pforte gefunden, tritt man zuerst einige Treppenstufen hinauf, in einen kleinen, freundlichen, mit grünen Beeten und Epheugeschlingen ausgelegten Garten, den man durchschreitet, um zu dem Mausoleum zu gelangen. Diese Rasenplätze zur Linken und Rechten, an denen man mit eigenthümlichen Gefühlen vorübergeht, bedecken zum Theil die Ueberreste der am 10. August gefallenen treuen Schweizer und Gardes du Corps. Die zu beiden Seiten des ganzen Gebäudes umherlaufende Gallerie deutet mit langen schwarzen Marmortafeln, die aber ohne Inschrift sind, ganz stumm, und doch mit einer trauervollen Beredsamkeit, auf diese Grabeserinnerungen hin. Diese namenlosen Gebeine, die hier noch wirklich ruhen, lagen zuerst auf dem benachbarten Kirchhof der Madeleine eingescharrt und fanden dann hier ihre um das Königspaar sich gruppirende Beisetzung.

Die Kapelle selbst, die am Ende des kleinen Gräber-Gartens liegt, ist von weißem, etwas angedunkeltem Marmor. Ludwig XVIII. ließ sie von den Architekten Percier und Fontaine errichten. Hier war es, wo Ludwig XVI. und Marie Antoinette, nachdem ihre Häupter auf dem Blutgerüst gefallen

---

toinette, die am 21. Januar 1815 in das Königsbegräbniß von St. Denis geführt wurden, 21 Jahre hindurch geruht haben. Es wurde vollendet im zweiten Jahre der Regierung des Königs Charles X., im Jahr der Gnade 1826."

waren, zuerst in einer Grube voll ungelöschten Kalks beerdigt wurden.

Die Kapelle ist klein und niedrig. Die Enge des Gemachs, in welches man eintritt, steigert die unendliche Schwüle, die hier herrscht, zu einer athemlosen Beklommenheit. Von einer Pracht der Ausstattung und Verzierung ist hier nirgend die Rede. Diese Erinnerungen können keinen äußeren Aufwand vertragen. Man erblickt zuerst der Eingangsthür gegenüber an der Hinterwand einen einfachen Altar, vor dem in der Mitte der Kapelle einige Betstühle stehen. Einiger Minuten bedarf es, um aus der Dämmerung der Kapelle die Bilder des großen Leidens links und rechts emporsteigen zu sehen. Jetzt erblickt man, überrascht und betroffen, wie vom Blitz gerührt, zu beiden Seiten des Altars in den Wandnischen zwei Marmorgruppen.

Die Gruppe links zeigt uns die Königin Marie Antoinette in einer wundervollen, hinreißenden Ausführung. Der Körper, schön und edel gestaltet, beugt sich halb knieend rückwärts, den königlichen Mantel von sich abgleiten lassend. Von dem herrlichen Kopf hat sich die Krone gelöst. Die Schwere der letzten Stunde ist mit ihrem ganzen fürchterlichen Gewicht auf das schmerzdurchbebte Weib, auf die in Bitterniß und Schmach endigende Königin herabgesunken. Der schöne Körper könnte fast zu üppig und voll

ausgeführt erscheinen, aber es ist dies eine Wahrheit, welche Cortot, der Schöpfer dieses Bildwerkes, ebenso charakteristisch festhalten zu müssen glaubte, als es neuerdings Delaroche in seinem meisterhaften Bilde der Königin gethan, worin zwar das Haar in Folge aller ihrer Leiden und Schrecknisse gebleicht erscheint, die Schönheit und Fülle der Körperformen aber in ungebrochener Kraft ausgedrückt ist. Die Künstler haben aber darin nur der Natur Gerechtigkeit widerfahren lassen, denn Marie Antoinette verlor den Reiz und die Jugendfrische ihrer Gestalt auch unter den Einwirkungen ihrer schreckensvollsten Lebensmomente nicht.

Madame Elisabeth, in einer allegorischen Auffassung die Religion vorstellend, steht in dieser Gruppe Cortot's neben der Königin und weist dieselbe auf das Kreuz hin, welches sie in ihren Armen trägt. Auf einer Tafel am Postament der Gruppe steht der rührende Brief der Königin an Madame Elisabeth vom 16. Oktober 1793 eingezeichnet.

In der gerade gegenüberstehenden Nische zur rechten Seite des Altars erblickt man die Marmorgestalt Ludwigs XVI., der ebenfalls in dem traurigen, tief erschütternden Ausdruck seiner letzten Lebensmomente dargebildet ist. Ludwig, im königlichen Gewande, liegt auf seine Kniee niedergeworfen, mit einer wunderbaren Ausbreitung der Arme, die von seiner Brust gen Himmel sich emporstrecken in der Haltung des

Gerechten, und die sagen zu wollen scheinen: Was hätte ich denn noch thun sollen? Habe ich denn nicht Alles, Alles gethan?

Der Priester steht hinter ihm, als Engel mit Flügeln dargestellt und verweist den trostlos zusammengesunkenen König auf den Himmel. Auf dem Fußgestell der Statue ist das ganze Testament Ludwigs XVI. mit seinen einfachen, klaren, gerechten Worten eingegraben. Einen rührenderen und überwältigenderen Gegenstand hat die bildende Kunst seit der Laokoons-Gruppe nicht darzustellen gehabt. Dieses Bildwerk ist von dem Baron Bosiot, welcher darin ein bedeutendes Talent entfaltet hat, durch die Sculptur eine so hinreißende und bewegliche Innerlichkeit auszudrücken, die dem Stein die Sprache der Poesie und die Leidenschaft der Tragödie eingehaucht hat.

Dann geht man zehn Stufen hinunter in das Grabgewölbe, wo die einstige und erste Ruhestelle der königlichen Asche war, bezeichnet durch den hier noch befindlichen alten Altar von Stein, der damals die erste Beisetzung der Ueberbleibsel des Königspaares deckte. Jetzt steht dieser Altar unter einer Rosette, die seltsame bunte Lichter über diesen vom Verhängniß gezeichneten Raum ausstreut. Es ist dies das Kalkloch, welches die erste Grundlage dieses rührenden Mausoleums wurde, und man hat es jetzt wie ein tiefes Geheimniß in den Kellern dieses Gebäudes bewahrt.

Einundzwanzig Jahre lang hatten hier die Gebeine der Hingerichteten gelegen. Es schien ein Zufall, daß man unter Ludwig XVIII. sie wiedergefunden und eine Entdeckung des Tages an ihnen gemacht hatte. Sobald die Kunde erschollen war, daß Frankreich sich wieder im Besitz dieser fast zu einer Mythe gewordenen Asche befinde, vereinigten sich zugleich die Wünsche aller Parteien für ein königliches Grabmal, das den beiden großen Schlachtopfern der Revolution bereitet werden solle. Man beschloß, daß diese Ueberreste der Revolution in den Gewölben der Königsgräber von Saint-Denis feierlich und unter Begehung einer großartigen Sühne-Ceremonie beigesetzt werden sollten, und der 21. Januar wurde, als der Jahrestag des unglücklichen Ereignisses, dazu angesetzt. Am 20. Januar wurde die vergessen gewesene Gruft geöffnet, und alle Prinzen des königlichen Hauses kamen, um diese erschütternden Reliquien des Königthums anzubeten und dabei, man weiß nicht welche, Gelübde zu thun. Als aber am Tage des 21. Januar die Prozession, mit welcher man die Asche durch die Straßen von Paris dahingeleitete, an dem Boulevard Montmartre anlangte, stieß die Königskrone, die über dem Leichenwagen angebracht war, auf unbegreifliche Weise gegen den Laternenpfahl der Straßen-Ecke, fiel in den hartgefrorenen Schnee der Straße herunter, und zerbrach dort in mehrere Stücke. Zwei

Monate darauf, aber an demselben Tage, ging die Krone Ludwigs XVIII. wieder auf das Haupt Napoleons über.*)

Die Berührung dieser Asche scheint kein Glück zu bringen, so viel Segen man auch sonst von den Gebeinen der Märtyrer ausfließen zu sehen gewohnt ist. In der Geschichte und Politik kann man nicht ganz ohne Aberglauben fertig werden, und Louis Napoleon, der größte Politiker der neueren Zeit, hat auf seiner ganzen Laufbahn und in allen Zeichen und Wundern, die er auf derselben befolgte, stets am meisten den Hang zum Aberglauben bewiesen. Dagegen hat es ihn nicht geschreckt, sich fürsorglich mit dem Andenken Ludwigs XVI. und Marie Antoinette's zu beschäftigen, und noch ihre schmerzlich belebten Marmorbilder vor dem Durchregnen zu schützen.

Will aber der napoleonische Kaiser-Adler seine Flügel schützend über alle nationalen Elemente von Frankreich ausbreiten, so kann man auch von ihm erwarten, daß er der Asche eines andern königlichen Märtyrers, nämlich Louis Philipps, einst ihr heimathliches Recht widerfahren lassen werde. Die irdischen Ueberreste des unglücklichen Bürgerkönigs ruhen noch auf englischem Boden, in Weybridge, einem Ort, welcher Privateigenthum zweier englischen Damen ist.

*) Mémoires d'une femme de qualite. II. 67.

In der That war vor einiger Zeit davon die Rede, daß Louis Napoleon, wahrscheinlich um die Sicherheit seiner Herrschaft nach allen Seiten hin zu beweisen, auch an die Zurückholung der Asche Louis Philipps nach Frankreich gedacht habe, so wie Louis Philipp einst die Asche Napoleons I. über das Meer herüber in den Dom der französischen Invaliden holen ließ. Louis Philipp sah damals in dieser Asche auch nur eine nationale Reliquie, die er mit Bourgeois-Pietät zu den übrigen öffentlichen Denkmälern des französischen Volkes legen wollte. Aber die Sicherheit seiner eigenen Herrschaft wurde damit so wenig bewiesen, daß Louis Philipp (welcher doch nur der mit einem blauen Auge davongekommene Ludwig XVI. ist) bald selbst nur das Grab auf fremdem Boden für sein flüchtiges Haupt suchen mußte.

Es ist jedenfalls gefährlich, mit solchen Dingen zu spielen, aber Louis Napoleon wird wahrscheinlich nach dem Attentat vom 14. Januar ebenso wenig mit legitimistischen und orleanistischen Elementen, als mit dem Freiheits-Cultus mehr spielen, da es sich von jetzt an nur um den blanken Säbel auf dem Nacken der Nation handeln wird!

Druck von J. Blumenthal in Berlin, Adlerstr. 9.

Mundt, Theodor

Paris und Louis Napoleon neue Skizzen aus dem Französischen Kaiserreich

Bd.: 1. Band

Berlin 1858